

Tages Woche

Donnerstag
24.03.2016

Nr. 13

Fr. 5.-

Wie Basler Archive unser
kulturelles Erbe für künftige
Generationen retten.

Seite
6



DIE ZUKUNFT DER DATEN

DER STARKE PARTNER FÜR IHRE MEDIAVERMARKTUNG



FÜR SIE MACHEN WIR DRUCK IM PRINT

GEBEN SIE IHRE ANZEIGEN IN BESTE HÄNDE. PROFITIEREN SIE VON UNSEREN ANGEBOTEN IN DER TAGESWOCHEN UND ALLEN WEITEREN PRINT UND ONLINE PRODUKTEN IN IHRER REGION. DIE GRÖSSTE ANZEIGENVERMITTLUNG DER NORDWESTSCHWEIZ BERÄT SIE GERNE. TELEFONISCH UNTER 061 366 10 00 ODER PERSÖNLICH AN DER GÜTERSTRASSE 145 IN BASEL.

COVER AD LINE AG
GÜTERSTRASSE 145, 4053 BASEL
INFO@COVERADLINE.CH
WWW.COVERADLINE.CH

COVER AD LINE

DER MEDIAVERMARKTER

INHALT

Wahlen BS 2016

FOTO: KEYSTONE



Vereint wollen die Bürgerlichen die Regierungsmehrheit gewinnen. Doch ihnen fehlen die Themen, Rot-Grün scheint strategisch im Vorteil. Eine Vorwahl-Analyse.

Seite 15

Basketball

FOTO: KEYSTONE



Zwei Neuheiten prägten die Saison. Ein Fazit aus Sicht der Starwings.

Seite 34

Schlagzeugstars

FOTO: BESIM NEZIRI



Schweizer Drummer wie Jojo Mayer sind weltweit gefragt. Wie kommts?

Seite 38

Deirdre O'Leary	S. 4
Bestattungen	S. 14
Kulturflash	S. 41
Sie, er, es	S. 43
Impressum	S. 43
Kultwerk	S. 44
Wochenendlich	S. 45

Datenschutz

Dank einem Imsi-Catcher wurde eine Dealerbande geschnappt. Doch mit dem Einsatz solcher Geräte verletzt die Polizei die Privatsphäre unbescholtener Bürger.

Seite 22



Christian Degen
Chefredaktor

Wir müssen unser kulturelles Erbe erhalten

Ich könnte hier über Brüssel schreiben. Darüber, dass wir mit den Opfern und ihren Angehörigen trauern. Über die Absicht der Terroristen, uns zu ängstigen, unsere Lebensweise anzugreifen oder uns in eine Spirale von Gewalt, Hass und Gegengewalt zu treiben.

Aber da mache ich nicht mit. Ich schreie nicht: «Wir sind im Krieg!» Denn das stimmt nicht. Ich fordere auch nicht noch «lückenlose» Überwachung. Denn das bringt nichts. Und ich wehre mich dagegen, dass wir die vor dem Terror Flüchtenden für die Taten von Terroristen bestrafen.

Statt im Sinne derjenigen zu schreiben, die ihr und unser kulturelles Erbe zerstören, interessiert es mich, wie wir unsere Werte und unser Wissen in die Zukunft retten können. Wie können wir Bücher, Bilder oder Filme so aufbereiten, dass sie auch noch in 400 Jahren erforscht werden können.

Wenn eine Historikerin die Auswirkungen der Französischen Revolution auf die Basler Zivilgesellschaft untersucht oder ein Soziologe Diskussionen über die Strategien der Mächtigen festgehalten hat, dann sollen diese Erkenntnisse auch im Jahr 2416 noch zur Verfügung stehen. Und wenn es nach Professor Lukas Rosenthaler geht, soll in Basel bis ins Jahr 2017 das Schweizer Archiv für geisteswissenschaftliche Forschung entstehen. Basel würde damit zum kulturellen Gedächtnis der Schweiz.

Es ist ein Projekt, das die unterschiedlichsten Denkansätze und Meinungen erhalten will. Wir können damit unser Verständnis von Freiheit, Gleichheit und Solidarität und deren Bedeutung für die Gesellschaft in die Zukunft tragen. Dieses Projekt ist eine passende Antwort auf die Anschläge in Belgien oder sonst wo auf der Welt.

tageswoche.ch/+jqlyq

×

Weiterlesen, S. 6



Zeit für einen
Serverraum,
tageswoche.ch/
+gfpxx

Weiterlesen, S. 8



Der paranoide
Gedächtniskünstler,
tageswoche.ch/
+qzvuz

Deirdre O'Leary

von Olivier Joliat

Die Kunst gibt ihr Boden: Deirdre O'Leary will verstören und neue Realitäten schaffen – so auch mit ihrer ersten selbst kuratierten Ausstellung.

Entspannt blinzelt Deirdre O'Leary am Fenster ihres Ateliers in die Frühlingssonne. Man erwartet die Künstlerin nervöser, kurz vor ihrer ersten selbst kuratierten Ausstellung. Ihr Arbeitsraum wirkt kaum genutzt. An der Wand stapeln sich Werke der Vormieterin und in der Ecke steht ein Bett, «wenn das Wetter zu garstig ist, um nach Hause zu gehen».

Was mehr nach Müsiggang klingt, ist O'Learys produktivstes Arbeitsklima. Denn wenn die 26-Jährige in den Himmel blickt «und im Atelier nebenan Klavier gespielt wird», kommen ihr die besten Ideen.

Auf Juno, die Titelheldin ihrer Ausstellung, kam sie jedoch bei der Biennale in Venedig. Nicht die Kunstmesse selbst, sondern die in der Lagunenstadt allgegenwärtige Renaissance liess O'Leary einen Wandlungsprozess spüren. Nach der Lektüre passender Literatur, wie Ovids Metamorphosen, entwickelte sie die Figur Juno.

Die hat wenig mit der mythologischen Figur der römischen Götterkönigin gemein. Juno ist eine Superheldin, «deren Fähigkeiten und Gedankengänge meine bei Weitem übersteigen». Mit drei von ihr ausgewählten Künstlern wälzte sie komplexe Theorien. Sie diskutierten über die Möglichkeiten von Zeitsprüngen, ob Neues erfunden oder entdeckt wird, und was wäre, wenn Ideen auch Materie sein könnten, die man bloss ergreifen muss.

Kunst schafft Ordnung

Der Titelzusatz «Patterns of reconciliation» verweist auf die unterschiedlichen Deutungs- und Arbeitsmuster, welche die vier Kunstschaffenden in ihrer Auseinandersetzung mit Juno anwandten. O'Leary verspricht keine herkömmliche Ausstellung. Auf der Website steht: Wir zeichnen magnetische Felder, reiten auf unsichtbaren Karussellen, bis wir zurück auf der Milchstrasse stranden.

Man könnte eine solche Ankündigung vorschnell als Werk einer sympathischen Steiner-Schülerin kategorisieren, die nun als Künstlerin durch ihre multiplen Traumwelten fliegt. Sie bezeichnet sich zwar tatsächlich als luftige Natur. Ihre Arbeit hat für O'Leary jedoch Boden. Kunst ist ihr Koordinatensystem, das Orientierung und Ordnung schafft.



Ein Atelieraufenthalt in Lissabon sensibilisierte Deirdre O'Leary für die «Blase, in der wir hier leben».

FOTO: ELENI KOUGIONIS

Hat sie sich intellektuell intensiv mit allen Facetten eines Themas auseinandergesetzt, ist es am Schluss das intuitive Bauchgefühl, das die Bauteile ihrer medialen Installationen zueinander in Beziehung setzt. «Irgendwann verdichtet sich alles zu etwas sehr Präzisem – zu Kunst, die Bestand und Relevanz hat.»

Angefangen hat O'Leary mit Zeichnungen, wollte Illustratorin werden. An den Kunstschulen in Dresden und Basel probierte sie dann alle Kunstformen durch. «Rauminstallationen sind zwar die komplizierteste Kunstform, doch lässt das Format auch am meisten offen. Das empfinde ich als Bereicherung.»

Die neuen Techniken fordern ein Umdenken. «Früher habe ich viel Privates verarbeitet. Mit dem Bespielen eines Raumes

musste ich thematisch offener werden.» Als politischer Mensch sucht sie nach Aussagen, «ohne in die Sprache der Plakat-Parolen zu verfallen». Die Kunst bietet ihr den Freiraum, Gegebenes infrage zu stellen, auf Anderes hinzuweisen und neue Realitäten zu schaffen.

Daran will sie andere teilhaben lassen. So unterstützte sie mit einer Gruppe Jugendliche aus dem Massnahmenvollzugszentrum Arxhof beim Erstellen einer Radioreportage oder lancierte mit Freunden ein Projekt für die Blackboxx, das Begegnungszentrum von Kulturschaffenden mit Asylsuchenden.

Sie empfindet die Gesellschaft zunehmend als beengend, da sie sich nicht vorwärts entwickelt, immer restriktiver denkt. «Man ist zu abgestumpft oder abgelenkt,

um mitzufühlen, mal um die Ecke zu denken und neue Visionen zu entwickeln.»

Aufmerksamkeit gewinnt, wer verstört. In einem Videoclip, den sie gerade für die Basler Band Combineharvester inszenierte, zeigt O'Leary, wie nahe sich Schönheit und Grusel stehen. «Ich besuche öfter Konzerte als Ausstellungen, da ich diese körperlichen wie räumlichen Erlebnisse liebe.» Ihre Kunstinstallationen bezeichnet sie als Kompositionen. Nur zu gerne würde sie selbst ein Instrument spielen: «Am liebsten ein Synthesizer, der ist so schön verworren und vielschichtig.»

tageswoche.ch/+3tvzb

×

Juno präsentiert: Patterns of reconciliation: bis 27. März Burgweg 7, Basel.
www.kasko.ch

Digitale Archivierung

1,6 Millionen Franken hat der Grosse Rat dem Staatsarchiv Basel-Stadt zugesprochen, damit dieses den letzten Schritt ins digitale Zeitalter unternehmen kann. Was heisst das?





ZEIT FÜR EINEN SERVER- RAUM

So sah die Zukunft 1976 aus: Computer im
«Kontrollbureau».

FOTOS: STAATSARCHIV BASEL-STADT BSL 1013 1-7106

von Karen N. Gerig

Akten, 21 Laufkilometer lang, gelagert in schmalen Kartonkisten in Regalen. Das muss man sich mal vorstellen, am besten in zügig zurückgelegten Schritten: Rund 42 000 wären das – von Basel bis fast nach Gelterkinden käme man so. So weitläufig ist das Magazin des Staatsarchivs Basel-Stadt heute.

Bis zu 500 Laufmeter kommen jährlich hinzu: analoges Material wie Akten, Fotos und Ähnliches. Zudem produziert die Basler Verwaltung täglich digitale Daten, die nicht physisch greifbar sind, aber trotzdem aufbewahrt werden müssen. Dazu gehören Datenbanken, E-Mails, PDF-Dokumente. Das Archiv verteilt sich auf vier Standorte: den Hauptsitz an der Martinsgasse, ein Magazin im Weissen Haus in der Nähe und zwei auf dem Dreispitzareal.

Will jemand die analogen Daten nutzen, so muss heute oft ein Angestellter ins Auto steigen und sie holen. Man sei praktisch ständig unterwegs, sagt Staatsarchivarin Esther Baur: «Wir fahren hin und her.» Der Zeitaufwand ist immens – ganz abgesehen davon, dass das Staatsarchiv, das sich hinter dem Rathaus befindet, keinen Parkplatz in der Innenstadt hat und deshalb wie jeder Zulieferer nur bis vormittags um elf ohne Bewilligung bis vor die Tür fahren darf.

Mehr Schutz und Nutzwert

Damit soll bald Schluss sein. Ein Schritt dazu ist der für 2021 geplante Umzug in den Neubau beim Bahnhof St. Johann, der Platz für das gesamte Archiv bieten wird. Am ersten Schritt arbeitet man schon seit 1997: dem Aufbau einer digitalen Infrastruktur für das gesamte Archiv und der kontinuierlichen Digitalisierung des analogen Bestandes. Sinn der Übung ist nicht nur die langfristige Sicherung der Daten, sondern auch deren vereinfachte Nutzung durch die Öffentlichkeit – am besten online, damit der Zugriff auch von daheim erfolgen kann.

Die Digitalisierung der analogen Bestände ist äusserst aufwendig. Es reicht nicht, alle Dokumente auf einen Scanner zu legen. Das Staatsarchiv muss darauf achten, dass Darstellung und Informationsgehalt eines Dokuments unabhängig vom Trägermedium erhalten bleiben: Wasserzeichen, Unterschriften, Briefköpfe – alles muss auch digital lesbar sein.

Doch was bringt der ganze Aufwand? «Einerseits – ganz simpel – werden durch die Digitalisierung künftig die Originale geschont», sagt Esther Baur. Originale, die auch nach ihrer digitalen Erfassung erhalten bleiben. Denn künftige Nutzungsformen könnten erneut einen Rückgriff auf die originalen Dokumente erfordern.

Andererseits können dank der Archivdatenbank die Dokumente besser genutzt und verwaltet werden. Verbindungen zwischen Einzeldokumenten und deren Kontext werden sichtbar. Das freut nicht nur Historiker – gerade auch bei kantonalen Projekten, die in mehreren Departementen ausgearbeitet werden, ist dies hilfreich.

Konkret heisst das, man nutzt die Möglichkeiten, die der Computer durch Verlinkung bietet: Von einem Dokument gelangt man mittels Mausclick zum nächsten. Deshalb braucht es nicht nur Informatiker – fast das gesamte Personal des Staatsarchivs ist am Digitalisierungsprozess beteiligt.

Theoretisch also ist klar, wo das Ziel liegt. Was zur Umsetzung in die Praxis noch fehlt, ist gleichzeitig der dritte Nutzen der digitalen Archivierung: Die Aufbereitung der digitalen und digitalisierten Bestände auf einer Onlineplattform, die auch die öffentliche Nutzung des Archivs erleichtern wird. Unter anderem dafür hat der Grosse Rat Anfang März einen Kredit von 1,6 Millionen Franken gesprochen.

«Digitales Archiv 2.0» heisst das Gesamtprojekt. Es stellt den Abschluss der Aufarbeiten dar, die zwischen 1997 und 2011 in vier Projektstufen geleistet wurden. Grundlegende Werkzeuge und erste Schritte in der Digitalisierung wurden geschaffen – was nun noch fehlt, ist die Infrastruktur für eine datenschutzkonforme und sichere Nutzung des digitalen und digitalisierten Archivguts. Zudem muss dessen Bestand dauerhaft erhalten bleiben. Diese Lücken sollen mit dem neu gesprochenen Geld geschlossen werden.

Die aufwendige Digitalisierung analoger Daten wirft Fragen auf, etwa nach den geeignetsten und möglichst international standardisierten Dateiformaten oder nach der Konzipierung einer einfach zu handhabenden Benutzeroberfläche. Daneben ist es vor allem der Datenschutz, der die Verantwortlichen beschäftigt: «Gerade die geplante öffentliche Online-Nutzung stellt uns hier vor eine grosse Herausforderung», sagt Staatsarchivarin Esther Baur.

Notwendig ist ein System, das etwa Schutzfristen erkennt und entsprechend den Zugriff auf die Daten regelt. Für den «digitalen Lesesaal» müssen verschiedene Nutzerprofile mit unterschiedlichen Berechtigungen und Sicherheitsstufen erstellt werden. Vier Nutzerprofile von ganz offen bis ganz abgeschottet schweben den Verantwortlichen vor. Die Nutzer sollen zum Beispiel auf Dokumente mit einer hohen Sicherheitsstufe nur von bestimmten Computern im Lesesaal Zugriff erhalten, ohne Schnittstellen zu Internet, USB-Sticks oder Drucker.

Die Zeit drängt

Derzeit können nur ursprünglich analoge und eigens fürs Archiv digitalisierte Daten online und ungehindert genutzt werden. Was bereits digital ins Archiv gelangt, steht wegen der fehlenden Infrastruktur noch nicht zur Verfügung. «Unser Anliegen ist deshalb dringlich», erklärt Baur. Idealerweise soll das Gesamtprojekt vor dem Umzug 2021 abgeschlossen sein.

Schluss mit der Herausforderung der digitalen Archivierung ist damit nicht, denn auch in Zukunft werden Dokumente digitalisiert – vor allem Unterlagen, die für die staatliche Überlieferung relevant sind. «Für die Übernahme privater Bestände

benötigen wir sowieso Drittmittel», sagt Baur. Sie spricht hier von privaten Nachlässen – von denen das Staatsarchiv nur jene archiviert, die den staatlichen Hauptbestand sinnvoll ergänzen – und von Nachlässen von Institutionen wie dem Zolli oder der Muba. «Oft wird hier ein Entscheid für eine Teildigitalisierung gefällt.»

Datenberg wird nicht kleiner

Die kontinuierliche Digitalisierung wird die Arbeit des Staatsarchivs in Zukunft wesentlich prägen. Der Datenberg wird nicht schrumpfen. Und auch die Herausforderung wird nicht kleiner, selbst wenn nach der Umsetzung des papierlosen Büros immer weniger Dokumente auf Papier ins Archiv gelangen sollten. Denn digitale Daten müssen zwar nicht mehr eingescannt werden – doch es braucht eine fortlaufende Bewirtschaftung. Die Daten müssen in neue Formate überführt werden, es gilt ganze Datenbanken zu migrieren. Und auch die langfristige Sicherung muss gewährleistet sein. Angesichts des steten digitalen Wandels bedeutet dies zwar weniger Laufkilometer Zuwachs, aber kaum weniger Arbeit fürs Staatsarchiv.

tageswoche.ch/+gfpxx

×



Wenn alles klappt, wird Basel in einem Jahr zum zentralen Speicherort für geisteswissenschaftliche Forschung. Die Verantwortung für diese Daten trägt dann Lukas Rosenthaler.

Der paranoide Gedächtniskünstler



von Matthias Oppliger und Felix Michel

Manchmal wacht Lukas Rosenthaler mitten in der Nacht auf, schweissgebadet, mit flatternden Nerven. An Schlaf ist dann nicht mehr zu denken. Also schwingt er sich auf sein Fahrrad und pedalt bei Dunkelheit, bei Schnee und Sturm, in sein Büro. Dort rattert und blinkt der Grund für seine Aufregung. Hoffentlich. Wenn nicht, hat Rosenthaler ein Problem.

Rosenthaler ist Professor an der Universität Basel, wo er dem sogenannten Digital Humanities Lab (DHLab) vorsteht. Der 55-Jährige hat sich der Archivierung geisteswissenschaftlicher Daten verschrieben; historische Bilder, Handschriften, Filme, komplexe Forschungsdatenbanken. Auf seinem Server im Bernoullianum lagern Millionen von Bytes, die ihm von Wissenschaftlern und Hochschulen anvertraut wurden.

Bei manchen dieser digitalisierten Objekte ist das Original längst verloren, oder derart fragil geworden, dass die Forscher nicht mehr damit arbeiten können. Diese Verantwortung lastet schwer. Die Verlustangst ist des Sammlers treueste Begleiterin. Oder wie Rosenthaler sagt: «Der digitale Archivar ist ein Paranoiker, der stets vom Schlimmsten ausgeht.»

Und doch will er mehr. Mehr Bytes, mehr Verantwortung, mehr Bundesgelder. Er will, dass das DHLab zur zentralen Sammel- und Speicherstelle wird für sämtliche geisteswissenschaftliche Forschungsdaten, welche die Schweizer Hochschulen produzieren.

Rosenthaler will, dass sein Serverraum zum kulturellen Gedächtnis der Schweiz wird. Das Projekt mit dem sperrigen Na-



«Wir laden täglich Fotos auf Facebook, doch ausserhalb des digitalen Nirwanas existieren diese Bilder kaum noch.»

Lukas Rosenthaler

men «Data and Service Center for the Humanities (DaSCH)» liegt derzeit beim Parlament in Bern. «Wenn es die Räte unbeschadet übersteht, können wir ab 2017 loslegen», sagt er, «hoffentlich.»

Das Ziel ist gross, das Budget bescheiden. Von den ursprünglich angefragten zwei Millionen Franken hat Rosenthaler noch knapp 800 000 in Aussicht. So viel lassen sich Bund und Uni Basel die Ewigkeit kosten. Denn nichts weniger ist der Anspruch.

lesbaren Text versehen, der dem Leser erklärt, worum es sich bei den gespeicherten Daten handelt.

Für seine Forschungsarbeit wurde Rosenthaler zusammen mit seinem Vorgänger beim DHLab mit dem Basler Wissenschaftspreis geehrt. Regierungspräsident Guy Morin verdankte in seiner Laudatio im Herbst 2013 den Beitrag der beiden Wissenschaftler zum Erhalt der Kulturgüter. Überhaupt hat das DHLab eine interessante Geschichte. So war das Institut ursprünglich bei den Naturwissenschaften angegliedert und für die Erforschung der wissenschaftlichen Fotografie zuständig.

Diese Vergangenheit zeigt sich auch in Rosenthalers Lebenslauf. Obwohl er sich heute um die Digitalisierung und Archivierung von historischen Dokumenten und Bildern bemüht, ist er ursprünglich Physiker. Ein Flair für die Geisteswissenschaften hatte er jedoch schon immer. «Um ein Haar hätte ich statt Physik Geschichte studiert, heute kann ich mich mit beiden Gebieten auseinandersetzen», sagt Rosenthaler.

Das damalige Institut für wissenschaftliche Fotografie investierte früh viel Geld in eine Digitalkamera. Mit den heutigen im Mobiltelefon versorgten Mini-Kameras hatte das Ungetüm wenig zu tun. «Wir mussten sämtliche Treiber und Software für das Gerät selbst programmieren. Eine Aufnahme dauerte zwei bis drei Stunden», erzählt Rosenthaler. Doch die Experimentierlust führte bald zu Erfolgen. So gelang es den Tüftlern um Rosenthaler, verblichene Fotografien am Computer zu restaurieren.

Furcht vor Verlust der Vergangenheit

Die Geisteswissenschaftler wurden auf die neuen Möglichkeiten aufmerksam. Tat sich doch etwa den Historikern auf einen Schlag eine ganze Bandbreite neuer Quellen auf. Bilder, zuvor eine logistisch eher schwer handhabbare Quelle, waren plötzlich frei verfügbar. Es sei denn auch die Idee der Historiker gewesen, das Institut bei den Geisteswissenschaften anzugliedern, sagt Rosenthaler. Was dann 2001 zur Gründung des DHLab geführt hat.

Die Erfahrungen mit digitaler Fotografie und deren Archivierung hinterlassen ihre Spuren auch in Rosenthalers Privatleben. Zwar speichert auch er seine Ferienfotos auf dem Computer. Doch nach einer besonders gelungenen Ferienreise zwingt er sich, diese Unmenge Bilder zumindest einmal komplett zu sichten.

«Wir nehmen zu Hause eine strenge Selektion vor und wählen aus den vielleicht 2000 bis 3000 Bildern die 50 schönsten aus.» Diese Auswahl werde dann ausgedruckt und in einem Fotobuch gesammelt. «Das sind die Bilder, die wir auch in 20 Jahren noch anschauen und herumzeigen werden», sagt Rosenthaler. Während die Fotos auf der Festplatte zwar gespeichert, doch trotzdem vergessen sind.

Rosenthaler fragt seine Studenten regelmässig, ob sie noch Babyfotos von sich selbst hätten. Die meisten würden die Frage bejahen. Doch bei künftigen Generatio-



Die Fachkamera macht Dokumente fit für die Zukunft.

FOTO: NILS FISCH

Wenn eine Historikerin heute die sozialen Verbindungen von Basler Persönlichkeiten im 15. Jahrhundert erforscht, sollen ihre Befunde auch in 400 Jahren noch lesbar und wissenschaftlich verwendbar sein. Wenn ein Medienwissenschaftler heute einen Text mit Randnotizen versieht, sollen seine Gedanken auch im Jahre 2700 noch nachvollzogen werden können.

Um dieses ambitionierte Ziel zu erreichen, stehen Rosenthaler neben einem interdisziplinären Team ein Serverraum, ein Keller voll digitalem und analogem Fotoequipment und eine riesige Maschine zur Digitalisierung von Fotos, Bildern und anderen Medien zur Verfügung.

Im DHLab wurde bereits einiges an Vorarbeit geleistet. So haben die Forscher herausgefunden, dass sich der ganz und gar analoge Mikrofilm zur nachhaltigen Speicherung digitaler Daten am besten eignet. Modernere Datenträger wie Magnetplatten oder DVDs kommen nicht infrage, weil sie an eine bestimmte Technologie geknüpft sind. Wer besitzt denn heute noch ein Dis-

kettenlaufwerk? Die Mikrofilme werden im DHLab mit Mustern bedruckt, die jede Digitalkamera oder jeder Scanner lesen kann. Eine Software wandelt diese Muster in die ursprünglichen Daten um.

Erst durch die Auswahl werden Daten wertvoll. Erst durch das Vergessen gewinnt die Erinnerung an Wert.

Mit der Speicherung alleine ist jedoch noch nichts gewonnen. «Digitale Daten bestehen auf unterster Ebene aus Nullen und Einsen, wer auch immer sie liest, muss wissen, worum es sich dabei handelt», sagt Rosenthaler. Geht diese Metainformation verloren, werden die Daten unbrauchbar. Aus diesem Grund werden die Mikrofilme im DHLab mit einem kleinen, menschen-

nen könnte das anders sein, befürchtet Rosenthaler. «Wir laden zwar täglich Fotos auf Facebook, doch ausserhalb des digitalen Nirwanas existieren diese Bilder kaum noch.» Er mache sich ernsthaft Sorgen, dass wir dadurch unsere gesamte Vergangenheit verlieren könnten.

Die grösste Herausforderung des Archivierens liegt denn auch nicht im Aufbewahren. Im Gegenteil: Erst durch die Auswahl werden Daten wertvoll. Erst durch das Vergessen gewinnt die Erinnerung an Wert.

Beim DaSCH soll diese Selektion nicht durch Rosenthaler, sondern durch ein eigens bestelltes, interdisziplinäres Gremium geschehen. Im Maschinenraum des kulturellen Gedächtnisses will Rosenthaler

Techniker sein, nicht Steuermann. Auch so wie die Verantwortung schon schwer genug, sagt er. Wenig überraschend gibt es bei den Wissenschaftlern an anderen Hochschulen denn auch Vorbehalte gegen die Zentralisierung aller Daten in Basel.

Entspannung an der Analog-Orgel

Doch dank ihrem Wissensvorsprung sind Rosenthaler und sein Stellvertreter Peter Fornaro in einer guten Position, der einst in Sachen digitaler Archivierung schweizweit den Ton anzugeben. «Bereits heute knüpft der Schweizerische Nationalfonds (SNF) seine Forschungsgelder an die Bedingung, dass ein Konzept für die digitale Nachhaltigkeit der Daten vorliegt», sagt

Rosenthaler. Und wenn ab 2017 das DaSCH in Basel seinen Betrieb aufgenommen hat, wird es schweizweit wohl kaum eine bessere Alternative geben.

Wenn sich Rosenthaler mal für einige Stunden nicht den Kopf zerbrechen will über die Ewigkeit, das Vergessen und die kulturellen Schätze, die auf seinem Server lagern, dann setzt er sich mit Led-Zeppelin-Shirt, Cowboyhut und Sonnenbrille an seine Hammond-Orgel. Ein Ungetüm von einem Instrument, 50 Jahre alt, 200 Kilogramm schwer, voll analog. Zusammen mit seiner Band spielt er Hardrock. Am liebsten ohne Noten. Improvisiert, aus dem Moment heraus, flüchtig.

tageswoche.ch/+qzvuz

×

Digitales Sterben

Für alle «Nach-mir-die-Sintflut-Typen»: Nicht weiterlesen. Wer gewissenhaft ist, der darf – oder: Was man als zukünftiger Verstorbener über seinen digitalen Nachlass wissen muss.

Im Jenseits gibt es kein Back-up

von Hans-Jörg Walter

Wenn der grosse Moment gekommen ist, Du vor der Himmelpforte stehst, dann ist es zu spät. Dein Smartphone hat hier keinen Empfang. Einen letzten Tweet absetzen oder einen Bye-bye-Facebook-Beitrag publizieren, geht dann nicht mehr. Was bis zu diesem Zeitpunkt noch nicht gesichert, geback-upt oder anderen freigegeben wurde, verschwindet unweigerlich im digitalen Nirwana.

So bleibt Dir nichts anderes übrig, als Deine digitalen Hinterlassenschaften schon vor der grossen Fahrt über den Jordan zu regeln. Deine Hinterbliebenen werden es Dir danken.

Hinterbliebene müssen aufräumen

Die haben nämlich sowieso allerhand zu tun: Nebst dem Sortieren Deiner Habseligkeiten und Barschaften müssen Computerpasswörter gefunden, E-Mail-Konten, E-Banking-Konten, Zahlungsdienste, Abonnemente für Software, Streamingdienste, soziale Netzwerke gestoppt, gekündigt oder gelöscht werden. Das kann je nach digitalem Lebenswandel des Verstorbenen mehrere Arbeitstage beanspruchen.

Jeder Dienst hat sein eigenes Prozedere, wie mit dem Nachlass zu verfahren ist. Einige Unternehmen machen es sich damit gar

einfach: Bei Apples iCloud heisst es ausdrücklich: «Sie stimmen zu, dass Ihr Account nicht übertragbar ist und dass alle Rechte an Ihrer Apple-ID oder Ihren Inhalten innerhalb Ihres Accounts im Falle Ihres Todes enden.» So sind die Fotos, Filmchen und Dokumente, die in der Cloud gespeichert sind, für immer verloren.

Es gibt also drei Dinge zu tun:

1. Eine Liste mit Passwörtern anlegen.
2. Ein handgeschriebenes Testament verfassen.
3. Einen Willensvollstrecker bestimmen.

Letzterer kümmert sich nach Deinem Tod um den digitalen Nachlass. Dafür musst Du ein Testament oder einen Nachtrag zu einem bestehenden Testament verfassen. Es muss von Hand geschrieben, mit Datum und Unterschrift versehen sein.

Den Willensvollstrecker kann man auch nur für den digitalen Nachlass einsetzen. Das sieht etwa so aus:

«Ich setze (Vorname, Name und Geburtsdatum) als Willensvollstrecker ein. Zu seinen Aufgaben gehört es, meine Mails zu sichten und alle sich daraus ergebenden nötigen Schritte vorzunehmen. Er darf keine E-Mails oder deren Inhalt an andere

Personen weitergeben, und das Konto ist danach zu löschen. Meine Zugangsdaten befinden sich in einem verschlossenen Kuvert im Safe.»

Natürlich müssen die Passwörter nachgeführt werden. Extrawünsche wie ein letztes Profilbild für Facebook müssen auch da reingeschrieben werden. Und überlege Dir gut, welche privaten Bilder oder Dokumente Du Deinem Willensvollstrecker zumuten willst. Im Zweifelsfall: Löschen hilft.

Räum schon zu Lebzeiten auf

Den Hobbyfotografen sei geraten, endlich mal die Fotobibliothek aufzuräumen oder wenigstens die wichtigsten Helgen auszudrucken. Am besten regelmässig.

Warst Du ein digital produktiver Mensch, schreibe Deine Festplatten analog an («Fotos privat 1998–2011») und schütze die heiklen mit einem Passwort. Ausgedruckte Ordnerstrukturen sind auch ganz hilfreich.

Wem es ein Anliegen ist, dass sein digitales Andenken dereinst auf dem Grab nachwirken soll, der kann sich schon zu Lebzeiten einen Grabstein mit QR-Code bestellen. So kann der Trauernde sein Handy zücken und durch eine multimediale Abschiedsshow surfen.

tageswoche.ch/+qkqbv

×

Medienkunst-Archivarin Claudia Roeck über ihre Arbeit am Haus der elektronischen Künste, die Bedeutung von Originalen und die Risiken des Archivierens von digitaler Kunst.

«Es geht nicht darum, das Werk zu erhalten»

von Naomi Gregoris

Wer Archiv hört, der denkt zuerst an grosse Bunkerräume mit Massen an Büchern und Objekten. Ans Staatsarchiv, das jetzt mit der Digitalisierung seiner analogen Daten begonnen hat, zum Beispiel. Oder an Institutionen wie das Kunstmuseum oder die Kunsthalle Basel, die mit Hochdruck daran arbeiten, ihre Sammlungen online zugänglich zu machen.

Ein Ding digital zu archivieren ist zwar eine Heidenarbeit, läuft aber am Ende immer nach demselben Prinzip ab: Abfotografieren, in die Datenbank einspeisen, gegebenenfalls mit Zusatzinfos versehen, online stellen, fertig.

Aber:

Wie sieht es umgekehrt aus? Wie archiviert man etwas, das schon digital ist? Eine Website? Oder ein Objekt, das aus Komponenten besteht, die einst auf höchstem technologischem Niveau waren, heute jedoch kaum noch verfügbar sind? Nehmen wir die gute alte Videokassette oder Floppy Disc: Es gibt kaum noch Geräte, die diese abspielen. Wie archiviert man also etwas, das nicht für die Ewigkeit gemacht ist?

«Ganz schön gross, diese Fragen.» Claudia Roeck lächelt in den Bildschirm. Sie sitzt vor ihrem Computer in London, ist per Skype zugeschaltet und soll uns bei der Beantwortung dieser Fragen behilflich sein.

Konservierung elektronischer Kunst

Mit gutem Grund: Neben ihrer Archivarbeit in der Tate Modern leistet Roeck auf Mandatsbasis Pionierarbeit für das Haus der elektronischen Künste Basel, dessen wachsende Sammlung genau diese Art von Werken beinhaltet – Websites, Videoinstallationen und elektronische Skulpturen.

Roeck ist zuständig für die Archivierung und Konservierung jener Werke, wobei Konservierung bei elektronischen Künsten nicht unbedingt das bedeutet, was man gemeinhin als Konservierung versteht. Aber der Reihe nach.



«Ein konserviertes Werk muss ausstellbar sein.

Das hat höchste Priorität.»

Frau Roeck, Medienkunst und Archivierung sind hochkomplexe Themen. Fangen wir einfach an: Sie haben ein Medienkunstwerk und sollen es konservieren. Wie gehen Sie vor?

Erst mal schaffe ich mir einen Überblick darüber, was alles an Material da ist. Damit meine ich nicht nur digitale Bestandteile, es können auch noch andere Komponenten da sein, Bildschirme, Verstärker, Festplatten und so weiter. Dann informiere ich mich über das Werk, bespreche mich mit dem Techniker und der Direktorin des HeK, um eine erste Ahnung davon zu bekommen. In einem nächsten Schritt schalte ich es an und mache eine Sicherungskopie, damit nichts schief läuft. Wobei das Anschalten oftmals weit komplizierter ist, als es klingt: Es gibt Arbeiten, die funktionieren wie Installationen, da kann ich für die Erfassung des Werks nicht alles genau so aufbauen. Und bei manchen braucht es Hardware-Voraussetzungen, die ich dann jeweils nicht zur Hand habe. Glücklicherweise schaffen die Künstler in solchen Fällen oft schon im

Voraus Abhilfe und schicken Instruktionen mit dem Werk mit.

Die Künstler denken also immer bereits an die Archivierung?

Nein, sie denken in erster Linie ans Ausstellen. Was aber letztlich aufs Gleiche hinausläuft: Ein konserviertes Werk muss ausstellbar sein. Das hat höchste Priorität.

«Ausstellbar» ist aber ein weiterer Begriff.

Deshalb ist der nächste Schritt auch so wichtig: Nach dem ersten Augenschein führe ich ein Künstlerinterview, wo ich ihn oder sie zur Entstehung und Bedeutung seines oder ihres Werks befrage. Diese Gespräche dauern rund eine Stunde und decken so weit möglich alles ab: Was das Werk aussagen soll. Wie es aussehen soll, wenn es ausgestellt ist, ob es Raum- oder Tonanforderungen gibt, was für Bildschirme gebraucht werden, wie die Projektionen aussehen sollen und welche Komponenten fix sind und welche variabel. Dieses Gespräch bildet das Fundament der Konservierung, ich komme immer wieder darauf zurück.

Dann definiert also der Künstler, was «ausstellbar» bedeutet?

Genau. Es läuft alles über die Intention des Künstlers. Die muss wenn immer möglich gewahrt bleiben. Das Werk muss so konserviert werden, wie er oder sie es festlegt. Deshalb ist das Gespräch so wichtig. Im Anschluss erstelle ich aus den gesammelten Informationen eine Risikoanalyse, also ein Dokument, wo ich alles aufführe, was problematisch werden könnte.

Was macht ein Werk problematisch?

Wenn die Technologie, unter der es läuft, integraler Bestandteil des Werkes und seiner Aussage ist. Je technologieunabhängiger ein Werk ist, desto weniger Schwierigkeiten macht es bei der Konservierung. Oft kann ich den veralteten Träger nach ein paar Jahren durch einen neuen ersetzen. Wenn er aber das Werk zu einem wichtigen Teil mitbestimmt, dann ist das nicht mehr so einfach.

Zum Beispiel?

Zum Beispiel bei Nam June Paik: Der koreanisch-amerikanische Künstler manipulierte in den 1960er-Jahren das Bild von Fernsehern mit einem grossen Magneten, sodass ein Muster auf dem Bildschirm zu sehen war (Magnet TV, 1965, siehe Bild links). Da spielt der Träger als solcher eine wichtige Rolle, das kann man nur sehr schwer rekonstruieren.

Was ist die Lösung für eine Archivierung in einem solchen Fall?

Da wird es wohl auf eine Dokumentation hinauslaufen.

Also eine Art Kataloglösung mit Bildern und Beschreibung des Werks. Das ist allerdings nicht im Sinne des Künstlers.

(lacht) Nein, aber es ist im Sinne der Ausstellbarkeit. Wenn eine Institution ein Werk akquiriert, dann hat sie auch die Verpflichtung, es zu erhalten. Und wenn das nur durch eine Dokumentation geht, dann ist das halt so.

«In der Medienkunst ist die Frage nach dem Original nicht mehr zentral.»

Wie läuft es bei digitalen Werken, zum Beispiel einer Website? Die wandelt sich ja ständig – wo fangen Sie an und wo hören Sie auf?

Bei Websites ist es ganz schwierig, weil es nie nur die eine Website gibt. Eine Website ist meistens ein Geflecht von mehreren Seiten, Ebenen, Programmen, Plug-ins und vielen Komponenten mehr. Da muss ich mir genau überlegen, wie weit ich gehen will, welche externen Bezüge, also beispielsweise Linkverbindungen, ich mit abspeichere. Aber grundsätzlich verhält es sich wie mit anderen Medienkunstwerken: Ich verhandle es mit dem Künstler und dem Kurator. Damit die gespeicherten HTML-Seiten auch in Zukunft abspielbar bleiben, kann ich die Computerumgebung virtualisieren. Ein Medienkunstarchiv ist somit in vielerlei Hinsicht nichts anderes als ein Erhaltungsumfeld für digitale Kunstwerke.

Wenn der Archivar ständig neu abspeichert, wo bleibt dann die Authentizität? Gibt es in solchen Fällen überhaupt noch so etwas wie ein Originalwerk?

Ich glaube, in der Medienkunst ist die Frage nach dem Original gar nicht mehr zentral. Die Medienkunst lebt vom Performativen und viele Medienkunstwerke sind in einem ständigen Wandel begriffen. Das ist eine Tatsache, die man akzeptieren muss. Die Frage bleibt einfach, wie lange der Archivar oder die Archivarin diesen Wandel ermöglichen kann.

Und ob er oder sie ihn erzwingen will: Manchmal muss man Werke hacken, damit man sie erhalten kann. Ist das kein Problem?



Schwer zu erhalten: Das Werk «Magnet TV» von 1965.

FOTO: NAM JUNE PAIK ESTATE

Ich bin noch nicht auf diesen Fall gestossen. Es ist im Interesse des Künstlers, sein Werk dem Sammler oder der Institution zugänglich zu machen, sonst kann es nicht erhalten werden.

Was ist mit dem Träger? Eine Videoarbeit wirkt auf einer Videokassette anders als digitalisiert.

Wenn es das Werk erhält, ist eine Migration alle paar Jahre durchaus gerechtfertigt. Der Träger verändert sich mit der Zeit, das ist ganz normal und ist nicht als Eingriff zu verstehen.

Aber verändert der Träger nicht auch die Grundaussage des Werks?

Das gilt es dann eben in Zusammenarbeit mit dem Künstler herauszufinden. Beim Video ist die Sachlage nicht einmal so kritisch. Da verändert sich das Werk nicht wahnsinnig durch den Träger. Es gibt mittlerweile digitale Projektoren, deren Projektionen geradeso gut sind wie solche von Röhrenprojektoren, die früher verwendet wurden. Da bemerkt kaum jemand einen Unterschied. Viel schwieriger ist es bei software- und internetbasierten Werken. Die Arbeit «New Nations» von Christoph Wächter und Mathias Jud, die das Haus der elek-

tronischen Künste vor einiger Zeit angekauft hat, ist so ein Beispiel.

Erzählen Sie.

Das ist eine Internetseite, mit der man Zugang zu Domains erhält, für Nationen, die es offiziell nicht gibt. Uu für Uiguren, te für einen unabhängigen Tamilenstaat, ti für Tibet und so weiter. Die Künstler müssen diese Internetseite ständig unterhalten. Hier besitzt das HeK nicht den Server, sondern bloss einen Router, also eine Verbindung zum Server, sowie das Recht, das Werk auszustellen. Das Werk gibt es also theoretisch so lange, wie die Künstler diesen Server betreiben. Danach ist es weg. Deshalb ist es wichtig, dieses Werk so zu dokumentieren, dass es später trotzdem noch ausgestellt werden kann, ähnlich einer Performance.

Und die ganze Archivierung war für die Katz.

Eben nicht, und das ist genau der Punkt: Die Aufgabe des Archivars ist es nicht immer, ein Werk am Leben zu erhalten. Wir können «New Nations» nicht ewig in dieser Form bewahren. Aber ausstellbar wird es dank uns immer sein.

tageswoche.ch/+foxva

×

Basel-Stadt und Region

Allschwil

Pitterle, Claus Robert, aus Deutschland, 21.04.1948–17.03.2016, Burgfelder mattweg 23, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung: Dienstag, 29.03., 14.00 Uhr, Besammlung Kapelle Friedhof Allschwil.

Ruf-Fricke, Klara, von Murgenthal AG, 17.12.1919–18.03.2016, wohnhaft gewesen in Allschwil, Muesmattweg 33, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung im engsten Familienkreis.

Saladin, Lilly Rosmarie, von Nuglar-St. Pantaleon/SO, 01.01.1943–17.03.2016, wohnhaft gewesen in Allschwil, Baselmattweg 129, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung: Mittwoch, 30.03., 10.30 Uhr, Besammlung Kapelle Friedhof Allschwil.

Basel

Bollhalder-Grlij, Zlata, von Alt St. Johann/SG, 06.11.1949–16.03.2016, Ramsteinerstr. 16, Basel, wurde bestattet.

Brönimann-Allmendinger, Ulrich, von Linden/BE, 03.01.1929–14.03.2016, Baldeggerstr. 52, Basel, wurde bestattet.

Bürki, Rosa, von Unterlangenegg/BE, 21.01.1917–21.03.2016, Gellertstr. 140, Basel, Beisetzung: 31.03., 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli. Trauerfeier: 14.30 Uhr, Aula Bethesda Spital.

Capra-Kleiber, Helena, von Basel/BS, 06.10.1925–14.03.2016, Feierabendstr. 1, Basel, wurde bestattet.

Crisafulli, Davide, aus Italien, 19.03.1977–12.03.2016, Wasgenring 74, Basel, wurde bestattet.

Emery, Jules, von Lens/VS, 17.08.1928–12.03.2016, St. Jakobs-Str. 201, Basel, wurde bestattet.

Frigeri, Renata, von Basel/BS, 20.07.1931–16.03.2016, Karl Jaspers-Allee 35, Basel, Trauerfeier: Mittwoch,

30.03., 10.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Givel, Suzanne Irène, von Payerne/VD, 08.11.1953–07.03.2016, Dorfstr. 38, Basel, wurde bestattet.

Hess-Klaus, Dora, von Basel/BS, 24.07.1937–05.03.2016, Bechburgerstr. 9, Basel, wurde bestattet.

Jecker, Peter Heinrich Eduard, von Basel/BS, 13.06.1943–09.03.2016, Elsässerstr. 22, Basel, wurde bestattet.

Kaderli-Marx, Karolina Kornelia, von Mülchi/BE, 25.10.1921–03.03.2016, Schorenweg 22, Basel, wurde bestattet.

Kneubühler-Steinger, Emma, von Basel/BS, 12.01.1921–17.03.2016, Mülhauserstr. 35, Basel, wurde bestattet.

Läufer-Bonini, Chiara Giuseppina, von Zauggenried/BE, 12.05.1922–16.03.2016, In den Klosterreben 28, Basel, wurde bestattet.

Lottner, Hans Christoph, von Basel/BS, 21.07.1950–16.03.2016, Nadelberg 13, Basel, Trauerfeier: Donnerstag, 31.03., 14.30 Uhr, Sala Quadriga, ESB Liestal, Schauenburgerstr. 16.

Manser-Klopfstein, Heinrich Franz, von Basel/BS, Appenzel/Al, 02.08.1946–18.03.2016, Hunnenstr. 11, Basel, Bestattung im Rhein.

Niedermann-Eschbach, Alfons, von Gossau/SG, 11.02.1921–14.03.2016, Mülhauserstr. 35, Basel, wurde bestattet.

Ruf, Henriette Emmy, von Basel/BS, 20.01.1922–12.03.2016, Allmendstr. 40, Basel, Trauerfeier: Donnerstag, 31.03., 15.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Rytz, Christa, von Basel/BS, 18.07.1950–11.03.2016, Therwilerstr. 25, Basel, wurde bestattet.

Scherrer, Denise, von Seewen/SO, 15.04.1970–14.03.2016, Schulgasse 17, Basel, wurde bestattet.

Scoglio-Barbieri, Giovanna, aus Italien, 14.03.1940–13.03.2016, Hammerstr. 88, Basel, wurde bestattet.

Seiler-Müller, Paul, von Basel/BS, 27.11.1929–12.03.2016, Mittlere Str. 15, Basel, wurde bestattet.

Serra, Pietro, aus Italien, 29.06.1957–12.03.2016, Fatiostr. 35, Basel, wurde bestattet.

Sinsel-Mathys, Magdalena Cécile, von Riehen/BS, Linden/BE, 03.10.1969–13.03.2016, Ormalingerweg 11, Basel, wurde bestattet.

Snoek-van Oostende, Annemarie, aus den Niederlanden, 03.12.1935–15.03.2016, Paradieshofstr. 29, Basel, wurde bestattet.

Stocker-Wittlin, Walter, von Obermumpf/AG, 26.02.1922–13.03.2016, Gerbergässlein 8, Basel, wurde bestattet.

Tomor-Lecsko, Otto Ferenc, von Pratteln/BL, 03.06.1928–15.03.2016, Wiesendamm 20, Basel, wurde bestattet.

Wismer, Alain, von Kloten/ZH, 02.09.1977–13.03.2016, Schulgasse 15, Basel, wurde bestattet.

Zimmermann-Sütterle, Hansrudi, von Basel/BS, 26.07.1928–12.03.2016, Haltingerstr. 94, Basel, wurde bestattet.

Zurkinden-Lingg, Joseph, von Basel/BS, 27.03.1918–09.03.2016, Feierabendstr. 1, Basel, wurde bestattet.

Liestal

Schneider, Bruno, von Liestal BL, 09.10.1942–19.03.2016, Aufenthalt in Liestal, APH Brunnmatt, Liestal, Abdankungsfeier: Dienstag, 29.03., 14.00 Uhr, ref. Kirche Lausen.

Muttenz

Hängärtner-Schäuble, Laura Josefine, von Gondiswil BE, 20.02.1929–21.03.2016, wohnhaft gewesen in Muttenz, Wolfenseest. 12, Muttenz, Trauerfeier im engsten Familien- und Freun-

deskreis: Mittwoch, 06.04., 14.00 Uhr, röm.-kath. Kirche Muttenz, anschliessend Urnenbeisetzung ca. 15.15 Uhr, Friedhof Muttenz.

Weisskopf-Krb, René Werner, von Pratteln/BL, 19.04.1934–21.03.2016, wohnhaft gewesen in Muttenz, St. Jakob-Str. 2, Muttenz, Trauerfeier: Freitag, 01.04., 14.00 Uhr, ref. Kirche St. Arbogast, Muttenz. Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Oberwil

Wassermann-Fischer, Hanny Berta, von Reinach/BL, 07.09.1928–19.03.2016, Langegasse 61, Dreilinden, Oberwil, Beisetzung: Mittwoch, 06.04., 10.00 Uhr, Friedhof Bromhübel, Arlesheim.

Pratteln

Droz, Carl, von La Chaux-de-Fonds NE, 17.04.1921–19.03.2016, Bahnhofstrasse 37, APH Madle, Pratteln, Trauerfeier: Dienstag, 29.03., 14.00 Uhr, Friedhof Blözen, Abdankungskapelle, Beisetzung im engsten Familienkreis.

Schaffner-Näf, Ruth, von Anwil BL, 12.06.1933–21.03.2016, wohnhaft gewesen in Pratteln, Bahnhofstr. 37, APH Madle, Pratteln, Abdankung und Beisetzung im engsten Familienkreis.

Reinach

Hächler, Albert, von Basel/BS, Gränichen/AG, 24.11.1923–11.03.2016, Landhofallee 4, Reinach, wurde beigesetzt.

Stöcklin-Müller, Margrit, von Reinach BL, 09.08.1942–15.03.2016, Baselstr. 39, Reinach, Trauerfeier und Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

laufend aktualisiert:
tageswoche.ch/todesanzeigen



Wer darf nach den Wahlen Aufstellung nehmen? Eine rot-grüne Mehrheit oder doch das bürgerliche Viererticket?

FOTO: KEYSTONE

Wahlen BS 2016

Wer holt die Regierungsmehrheit? Grosse, die Wählerschaft mobilisierende Themen fehlen hüben wie drüben. Entscheiden werden Strategien und Köpfe – zum Vorteil von Rot-Grün.

Weshalb die Bürgerlichen scheitern werden

von Renato Beck

4 32 Millionen. Die Zahl ist für die Bürgerlichen ein Schlag in den Nacken. 432 Millionen Franken Überschuss hat der Kanton Basel-Stadt unter der Führung der rot-grünen Regierung 2015 eingefahren. Nach zwölf Jahren linker Herrschaft steht Basel finanziell besser da als je zuvor. Das ist die Ausgangslage vor dem grossen Kräftenessen Links gegen Bürgerlich bei den Regierungswahlen im Herbst.

«Solange wir schwarze Zahlen schreiben, bleiben wir an der Macht», sagt SP-Finanzdirektorin Eva Herzog gerne im klei-

nen Kreis. Trifft ihre Erfolgsformel zu, bleibt im Oktober alles beim Alten, dann werden künftig drei Sozialdemokraten und eine Grüne die Geschicke dieser Stadt bestimmen.

Die gemeinsame Erzählung fehlt

Das Kernproblem der Mitte- und Rechtsparteien ist, dass sie keine gemeinsame, Halt gebende Erzählung vorweisen können. Am liebsten sprechen Bürgerliche übers Geld, mit dem nicht sorgfältig umgegangen werde. Doch der Vorhaltung fehlt angesichts der gewaltigen Überschüsse derzeit

die Kraft. Reichlich alarmistisch peitschte der bürgerlich dominierte Grosse Rat ein Sparpaket für 2015 durch, jetzt entblößen die Zahlen die Aktion als Aktionismus.

Probleme mit der Glaubwürdigkeit erhalten die Bürgerlichen auch jetzt wieder, wo sie Steuersenkungen für Normal- und Spitzenverdiener fordern: Eben noch rauschte der Kanton geradewegs in den Abgrund, jetzt quellen die Kassen bereits wieder über?

Auf drei von vier Wahlzetteln stand 2012 der Name Eva Herzog drauf. Die Finanzdirektorin genießt auch im bürgerlichen

Milieu Zuspruch. Ihre Kompetenz anzweifeln wird das Viererpaket nicht können, auch wenn der Kanton sich eine teure Verwaltung leistet. Womit das Leib- und Lieblichsthema Finanzen bereits weg ist.

Was haben Bürgerliche von CVP bis SVP noch gemeinsam? Vielleicht, dass sie gerne Auto fahren. An der rot-grünen Verkehrspolitik unter Hans-Peter Wessels vermochte sich Mitte-Rechts in den letzten Jahren hochzuziehen. Die Aufregung um Parkplatzschwund, um Staus wegen Baustellen und um die verkehrsberuhigte Innenstadt liess sich in Abstimmungserfolge ummünzen. Der Ausbau des Trams zur Erlenmatt scheiterte an der Urne ebenso wie der Gegenvorschlag zur Strasseninitiative, der breitere Trottoirs, mehr Velowege und Tempo-30-Zonen vorsah.

Verfrühter Angriff auf Wessels

Das waren Schockerlebnisse für die rot-grüne Regierung. Reizfigur Wessels hat seine Lehren daraus gezogen, seit Monaten findet er öffentlich kaum noch statt. Wurde er vor einem Jahr noch parteiintern als Wackelkandidat gehandelt, gilt er mittlerweile als gefestigt und ungefährdet.

Der bürgerliche Angriff auf Wessels' Verkehrspolitik ist womöglich zu früh erfolgt, um jetzt noch genügend Wirkung zu zeigen. Die Aufregung um das strengere Zufahrtsregime in der Innenstadt hat sich gelegt: Die Beispiele der benachteiligten Blumendekorateure und Schlossaufbohrer sind durch. Und im Sommer erfreut man sich am autofreien Flanieren.

Lässt Wessels in einer Nacht- und Nebelaktion nicht noch Hunderte Parkplätze übermalen, bleibt eine neuerliche Welle der Empörung aus und die Verkehrspolitik dürfte nicht die nötige Mobilisierungskraft in der wahlentscheidenden Mitte der Gesellschaft entfalten.

Andere identitätsstiftende Themen sind nicht in Sichtweite. Dass mit Lorenz Nägelin ein linientreuer SVPLer von den Wahlplakaten grüsst, erleichtert das Finden eines Slogans, der über den Machtwechsel hinausgeht, nicht. Sicherheit fällt schon mal weg. «Für eine offene Wirtschaft – gegen die Regulierungswut» würde zwar griffig daherkommen, wäre aber unvereinbar mit der Regulierungswut von Nägelins SVP, sobald es um Arbeitnehmer aus dem Ausland geht.

Den Bürgerlichen fehlt eine muntere Geschichte, die sie ihren Wählern am Lagerfeuer erzählen können.

Es fehlt den Basler Bürgerlichen also eine muntere Geschichte, die sie ihren Wählern am Lagerfeuer erzählen können. Das muss sie beunruhigen, aber noch nicht in Verzweiflung stürzen. Denn auch den

Linken ist der Text ein bisschen abhanden gekommen.

Den Rückbau der Autostadt haben die Wähler vorerst gestoppt. Für die Grünen ist die Forderung zwar weiterhin zentral, in der SP sieht man jedoch die damit einhergehenden Risiken. Die Genossen haben zuletzt vornehmlich auf die Wohnpolitik gesetzt, wo sie Erfolge feiern konnten. Aber das Thema ist verbraucht. Mit dem deutlichen Ja zur Bodeninitiative, demnach der Kanton ohne Gegengeschäfte kein Land mehr veräussern kann, ist der letzte Baustein linker Boden- und Wohnpolitik gesetzt. Das sagen selbst SP-Schwergewichte wie Grossrat René Brigger.

Einen sozialen Schwerpunkt wiederum wird es nicht geben, weil das nur am linken Rand Eindruck macht. Viel anderes bleibt dann nicht. Ein Blick auf den Zufriedenheitsindex der Basler Bevölkerung zeigt, dass die Leute ratlos sind, wo sie sich Verbesserungen wünschen.

Und darin liegt die Gefahr für Rot-Grün: Dass die Leute ihrer Politik überdrüssig geworden sind, so erfolgreich sie auch bis anhin sein mag. Immer dieselben Gesichter, dieselben Forderungen, dieselbe Tonlage – das erzeugt Langeweile.

Die Gefahr für Rot-Grün: Die Leute könnten ihrer Politik überdrüssig sein, so erfolgreich sie auch sein mag.

Beide Lager dürften auf einen inhaltsarmen Wahlkampf setzen, um ihre Leute zu mobilisieren. Die Linken könnten eine «Weiter so»-Kampagne aufgleisen, die das Lebensgefühl in der Stadt aufnimmt, ähnlich dem «Wohne, schaffe, lebe»-Slogan vor vier Jahren. Und die Gefahren eines Machtwechsels skizzieren. Und die Bürgerlichen? Schwer auszumalen, was da noch kommen könnte, das über das Bekenntnis hinausgeht, dass man gemeinsam an einem Strick ziehen wolle.

Entscheidend für den Wahlerfolg der beiden Blöcke dürften andere Faktoren sein. Aber was könnte am Wahltag den Ausschlag geben?

Betrachtet man die Wähleranteile der letzten Nationalratswahlen, stehen sich die beiden Blöcke relativ ebenbürtig gegenüber. Damals holten FDP, CVP, LDP und SVP zusammengezählt 46 Prozent der Stimmen, SP und Grüne kamen auf 44,5 Prozent.

Den Erfolg bei den Nationalratswahlen schrieb die SP der Mobilisierung zu. Wechselwähler seien rar geworden, sagen Parteistrategen rundum. Es gewinnt, wer seine Klientel an die Urne treiben kann. Die Aussicht, die Regierungsmehrheit zu verlieren, ist ein starkes Argument im Tür-zu-Tür-Wahlkampf. Ebenso die drohende Gefahr einer SVP-Beteiligung in der Regierung.

Der Ruf der Rechtspartei im linksliberalen Segment ist nach der Durchsetzungs- und vor der Selbstbestimmungsinitiative auf einem Tiefpunkt angelangt.

Das Fünferticket lässt zwei Listenplätze frei, und einen Liberalen nimmt man gerne mit.

Für die Linken wird entscheidend sein, ihre Flügel in Balance zu halten. Die BastA! muss am linken Rand Stimmen sammeln können, ohne das sozialdemokratische Bürgertum im Neubad zu verschrecken. Das müsste gelingen: Die Partnerschaft ist wohlherprobt, die gegenseitigen Sympathien intakt, auch wenn jetzt erstmals eine BastA!-Frau in die Regierung will.

BastA! wiederum darf den Bürgerlichen nicht zu viele Argumente liefern. Das tut sie bislang nicht, was sich daran zeigt, dass sie nach dem Verkünden des 430-Millionen-Überschusses nicht reflexartig mehr Staatsausgaben gefordert hat. Letztlich aber sind die Linksalternativen eine Splittergruppe im linken Gefüge.

Ein Problem der SP der vergangenen Jahre ist die Grosszügigkeit ihrer Klientel. Der Stimmenabfluss ging auch im letzten Herbst in alle Richtungen, ausser zur SVP, das zeigt die Panaschierstatistik. In den Genuss linker Stimmen kam damals vor allem Christoph Eymann, er erhielt von SP-Wählern mehr Stimmen als von Freisinnigen. Auch Conradin Cramer, glaubt man der TagesWoche-Umfrage (siehe gegenüber), könnten sich gemässigte Linke auf den Zettel schreiben. Das Fünferticket lässt zwei Listenplätze frei, und einen Liberalen nimmt man gerne mit.

Nägelins Strategie: Untertauchen

Wenig Sorgen muss sich auch Lukas Engelberger machen, auch wenn er der zur Minipartei geschrumpften CVP angehört. Im weitgehend bedeutungslosen Gesundheitsdepartement hat er bislang das Maximum herausgeholt: Er hat den emotional geführten Konflikt um den Umzug der Jugendpsychiatrie beigelegt und die Fusion mit den Baselbieter Spitälern auf den Weg gebracht. Solange Basel-Stadt dabei als der stärkere Partner erscheint, kommt das gut an. CVP-Kandidaten, das zeigen zudem Analysen vergangener Wahlen, schreiben auch Anhänger anderer Parteien gerne auf die Liste.

Nehmen wir an, dass Engelberger und Cramer die Hürde im ersten Wahlgang schaffen und auch die drei SP-Regenten dann bereits durch sind. Dann verbleiben auf bürgerlicher Seite Baschi Dürr und Lorenz Nägelin.

In der schwierigsten Situation steckt der SVP-Fraktionschef. Seine Bekanntheit ausserhalb der Szene reicht nicht weit über seinen Streit mit Baschi Dürr hinaus. Wofür der Mann steht, weiss eigentlich keiner. Es

wäre auch besser für ihn, dass das so bleibt. Denn Nägelin kann keine Distanz zur Mutterpartei aufbauen, weil er inhaltlich bislang noch nie eine solche gezeigt hat. Der Unterschied in der Tonalität, wie ihn Nägelin anführt, reicht nicht.

Nägelins Chancen auf dem Minimum

Das ist seine Achillesferse, die ihn letztlich chancenlos macht: SP-Finanzdirektorin Eva Herzog, als Beispiel auf der linken Seite, distanziert sich regelmässig von radikalen linken Forderungen wie etwa der r.12-Initiative.

Nägelins Strategie kann nur sein, im Vierticket unterzutauchen. Einen offensiven Wahlkampf wird er nicht führen können, weil sich dann sofort Konflikte mit den bürgerlichen Partnern auftäten. Wirbt er für mehr Sicherheit, greift er Justiz- und Sicherheitsdirektor Baschi Dürr an. Bloss war es bisher vor allem das Versprechen auf weniger Ausländer und Kriminalität, das der SVP bei der Mobilisierung half.

Im zweiten Wahlgang würde Lorenz Nägelin exponiert dastehen. Dann hat er kein Ticket mehr, in dem er sich verbergen kann. Es ist nichts mehr als der Wille zur Macht, der bürgerliche Wähler in Basel dazu verleiten könnte, einem SVPLer die Stimme zu geben. SVP-Mann Sebastian Frehner holte bei seiner Wiederwahl in den Nationalrat nicht mehr als fünf, sechs Prozent seiner Stimmen bei LDP, FDP und

CVP. Das alles reduziert Nägelins Chancen auf ein Minimum.

Der andere Sorgenfall im Vierticket ist der ambitionierte FDP-Sicherheitsdirektor Baschi Dürr. Bei den Linken ist er nach mehreren umstrittenen Polizeieinsätzen in Ungnade gefallen, ganz rechts gilt er als lasch. Dürr hat das immer als Bestätigung seines Kurses interpretiert. Jetzt könnte es ihm zum Verhängnis werden.

Ackermann ist bislang nicht als charismatisch aufgefallen, doch könnte sie von der strategischen Überlegenheit des Fünftickets profitieren.

Anlässlich der SVP-Versammlung, bei der Nägelin zum Kandidaten gekürt wurde, waren gehässige Voten zu vernehmen: Nägelin müsse, falls gewählt, unbedingt Dürr ablösen. Die für Nägelin demütigende berufliche Degradierung durch den FDP-Mann ist bei der SVP-Basis nicht vergessen. Streichen rechtskonservative Wähler Dürr von der Liste, wird es eng.

Muss Dürr schliesslich gemeinsam mit Nägelin in den zweiten Wahlgang, ist für die

Bürgerlichen alles verloren. Denn dann zerbricht entweder die Zusammenarbeit oder die SVP muss ihre Regierungspläne beerdigen.

Das alles bringt Elisabeth Ackermann, die den grünen Sitz von Guy Morin halten will, in eine recht komfortable Situation. Ackermann ist zwar bislang nicht als charismatisch aufgefallen, doch ist sie unumstritten – als Grüne kommt sie bei SP wie BastA! gut an.

Und so könnte sie von der strategischen Überlegenheit des linken Fünftickets profitieren: Dass manchem Wähler fünf Linke zu viel erscheinen mögen, dass hier und da ein Name gestrichen wird – aber vier auf der Liste verbleiben.

tageswoche.ch/+dfpeq

x

Regierungsratswahlen

Die Wahl der TagesWoche-Leserschaft



Eva Herzog (SP)



Christoph Brutschin (SP)



Hans-Peter Wessels (SP)



Lukas Engelberger (CVP)



Elisabeth Ackermann (Grüne)



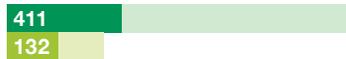
Conradin Cramer (LDP)



Heidi Mück (BastA!)



Baschi Dürr (FDP)



Lorenz Nägelin (SVP)



■ Regierungsrat
■ Regierungspräsidium

GRAFIK: CAROL ENGLER

Die Umfrage
Geht es nach der TagesWoche-Leserschaft, würden drei Frauen und vier Männer den Sprung in die Regierung schaffen. Abgewählt wäre der Justiz- und Sicherheitsdirektor Baschi Dürr. Besten Dank an alle 1.119 Personen, die teilgenommen haben. Die komplette Übersicht finden Sie online unter: tageswoche.ch/+1qtyc

Darf einer, der St. Galler Mundart spricht, Basler Regierungspräsident werden? Georg Kreis über eine unsinnige Dialektdebatte.

Fremde Regierungsräte



Solange Hans-Peter Wessels nur lacht, fällt sein Dialekt nicht auf. FOTO: HANS-JÖRG WALTER

von Georg Kreis

SVP und Co. betreiben bekanntlich mit den «fremden Richtern» populistische Agitation. Die «Basler Zeitung» ging noch einen Schritt weiter und zielte in einem Artikel auf «fremde Regierungsräte».

Warum fremde? In erster Linie weil sie für eine Politik stehen, die dieser Zeitung nicht genehm ist. Das kann man als Medium machen. Doch in diesem Fall ging es darum, dass diese «fremden Magistraten» eine Sprache sprechen, die verrät, dass sie keine Basler Kindheit gehabt haben.

Vor ein paar Wochen also erdreistete sich das ehemalige Basler Hauptblatt mit seinem Hang zur persönlichen Verunglimpfung, die Eignungen von Basler Regierungsräten und insbesondere künftiger Regierungspräsidenten aufgrund der von ihnen gesprochenen Mutter- oder Erstsprache zu thematisieren. Dabei fand sie für den aktuellen Regierungspräsidenten Morin plötzlich anerkennende Worte, weil er, wenn er nicht gerade in Hochdeutsch oder Englisch parliere, immerhin Baseldytsch rede.

Es kommt auf den Dialekt an

Diese Ausführungen standen im Dienste der Absicht, den seit über 30 Jahren hier lebenden und seit 2009 als Regierungsrat wirkenden Hans-Peter Wessels wegen seines St. Galler Dialekts halbwegs zu einem «Fremden» zu machen. Damit wurde die generellere Frage verbunden, ob Ausserkantonale insbesondere ihrer Sprache wegen weniger geeignet seien, kantonale Regierungsgeschäfte zu leiten.

Ob dieses Nichtproblem zu einem Problem gemacht werden kann, hängt ein Stück weit vom fraglichen Dialekt ab. Wenn es nächstens darum geht, ob eine Bernerin

wie Esther Friedli in St. Gallen SVP-Regierungsrätin werden kann, dürfte der Dialekt der Kandidatin weniger ein Problem darstellen als der Umstand, dass sie Toni Brunners Lebenspartnerin ist.

Allgemein wird Berndeutsch als sympathischer empfunden als der St. Galler-Dialekt. Im Poetry-Slam sollen die St. Galler laut Fachleuten besser dran sein als die Berner. Da sich aber Regierungsräte nicht in dieser Gattung betätigen, nützt ihnen das wenig.

Die Studie, die systematisch aufzeigen würde, wie «ausserkantonale» Magistraten mit grösster Selbstverständlichkeit als Regierungsräte tätig waren, einerseits vom Stimmvolk ohne spezielle Beachtung der «fremden» Herkunft mandatiert und andererseits für das ihnen anvertraute Gemeinwesen tätig waren, diese Studie gibt es (noch) nicht.

In Zürich regiert eine Aargauerin

Aber es gibt manche Beispiele. Was die Gegenwart betrifft, würde man auch bei Corine Mauch landen, der Aargauerin, die Zürcher Stadtpräsidentin ist. Ihre Vorgänger Elmar Ledergerber und Josef Estermann stammten beide aus der Inner- und Aargau. Aus Basler Sicht mögen in diesem Fall Herkunft und Wirkungsort nicht besonders weit auseinanderliegen, jedenfalls weniger weit als St. Gallen und Basel.

Um in Basel zu bleiben: Da gab es den vormals deutschen Hans Heinrich Wilhelm Reese, 1882 in Basel eingebürgert, der von 1894–1907 Regierungsrat war, in dieser Funktion nicht St. Gallerisch, sondern Hochdeutsch sprach und als Vorsteher des Baudepartements in der Stadterweiterungsphase nach 1880 eine ganz wichtige Rolle spielte.

Baselland wurde einst von einem Zürcher vor der Wiedervereinigung mit Basel-Stadt gerettet.

Unbeachtet blieb seine Sprache allerdings: Es gab Stimmen, die bemerkten, dass Reese wegen seiner sprachlichen Eloquenz den Einheimischen, die nur Dialekt parlierten, überlegen war und deswegen das eine oder andere Projekt durchboxen konnte.

Einer der erfolgreichsten Basler Regierungsräte war der Freisinnige Alfred Schaller, Bürger von Wauwil (BE) und 1908 in Flüelen (UR) zur Welt gekommen, katholisch, Gymnasialausbildung in Schwyz, Sohn eines Bahnhofsvorstands. Er kam als SBB-Beamter nach Basel, wo er an der Uni 1935 in Volkswirtschaft doktorierte.

1938 bis 1950 sass er als Links-Freisinniger (Radikaler) im Basler Grossen Rat, 1950 wechselte er auf die Regierungsbank und war dann – als «Nichtbasler» – bis 1966 baselstädtischer Finanzdirektor. 1947 wurde er zudem Basler Nationalrat, im Amtsjahr

1966/1967 durfte er als Basler und ideale gesamt eidgenössische Mischung als «höchster Schweizer» die Volkskammer präsidieren.

Welchen Dialekt sprach Alfred Schaller? War sein vielleicht verwaschener Urnerdialekt ein Nachteil oder ein Vorteil? Fest steht, dass er in Basel seine Arbeitskraft mehreren sehr baslerischen Betrieben hatte zukommen lassen: zunächst der Rheinschiffahrt, dann den «Drämli» der BVB, dann der Mustermesse.

Die auch in körperlicher Hinsicht mächtige und eine ganze Ära prägende «Schallere» war, wie Walter Schäfer schon in der TagesWoche vom 4. Januar 2013 bemerkt hat, stets «ein dankbares Opfer für die Basler Schnitzelbänggler, die ihn mit unvergesslichen Versen liebevoll aufnahmen».

Blicken wir in die Nachbarkantone: Da gab es in den 1960er-Jahren zwei besonders wichtige Regierungsräte, die nicht aus dem Buure-Kanton stammten und das Lied «Vo Schönebuech bis Ammel» wohl als Erwachsene erst noch lernen mussten. Der eine war Paul Manz, der im zürcherischen Wila zur Welt gekommen war, aber als Ehrenbürger in Rothenfluh zu Grabe getragen wurde.

Manz kam als Pfarrer ins Baselbiet, stieg die politische Leiter hinauf und war 1967–1982 Regierungsrat. In dieser Position erarbeitete er sogar für «seinen» Kanton das Baselbieter Leitbild, und er rettete «sein» Baselbiet 1969 vor der Wiedervereinigung. Die Zürcher Herkunft kam dann wieder zum Zug, als er 1982 Direktor der Krankenfürsorge Winterthur wurde.

Manz' Kontrahent war der in Zürich zur Welt gekommene und in Muttenz verstorbene Leo Lejeune, nicht Pfarrer, aber Pfarrersohn, über Coop in die Basler Region gekommen, 1959–1975 Regierungsrat, wie Manz Mitglied des Verfassungsrats beider Basel, aber im Unterschied zu Manz ein entschiedener Befürworter der Wiedervereinigung. Indem er das rückständige Baselbieter Bildungswesen stark ausbaute, förderte er zugleich auch die Unabhängigkeit der Landschaft von der Stadt und damit paradoxerweise auch die Ablehnung der von ihm gewünschten Wiedervereinigung.

Ein Emmentaler fürs Baselbiet

Ein «Fremder» der jüngeren Zeit ist der im Emmental (als Bürger von Trub in Langnau) geborene ehemalige Baselbieter Regierungsrat Urs Wüthrich. Seine ersten politischen Erfahrungen sammelte er im Gemeinderat von Zuchwil (SO). Als Zentralsekretär des in Zürich domizilierten VPOD mit Spezialzuständigkeit für die Nordwestschweiz lernte er das Baselbiet näher kennen – und schätzen, im doppelten Sinn wegen des Klimas, das heisst wegen der unkomplizierten, hemdsärmeligen Art und aus der Mittelländerfahrung – wegen der geringeren Zahl an Nebeltagen.

In Wahlkämpfen stiess Wüthrich wegen seines Dialekts nie auf Ablehnung, einmal erklärte ihm ein Baselbieter Bürger, dem

der Emmentaler Dialekt des Magistraten doch auffiel, das sei kein Problem. Problematischer wäre es, wenn er mit einem «gächen» Thurgauer Dialekt daherkäme.

Als er am 25. Juni 2015 im Landrat offiziell verabschiedet wurde, enthielt die Würdigung seiner Person die Bemerkung, dass man noch heute höre, dass er aus dem Emmental stamme. Das Protokoll notierte darauf «Heiterkeit», was zeigt, dass Bemerkungen zum Sprachlichen besonders berühren.

Gibt es im Tun einer Magistratsperson nicht Wichtigeres als das Entertainment in lokalen Lauten?

Nochmals kurz zurück in die Stadt: Sie hat zurzeit zwei Regierungsräte mit basellandschaftlichem Migrationshintergrund: Christoph Brutschin ist in Therwil aufgewachsen, Eva Herzog in Pratteln, aber sprachlich geprägt von der Mutter aus Metzleren (SO). Beiden hört man das an, und bei beiden ist es kein Thema. Man könnte sich jedoch fragen, wie das im umgekehrten Fall wäre: ein Baselbieter Regierungsrat mit baselstädtischer Herkunft und entsprechendem Dialekt?

Kommt es nicht auf den Inhalt an?

Die sonderbare Diskussion um die Dialekte von Magistraten berührt auch die Frage, welche Bedeutung «Kommunikationskompetenz» (wie man sagt) überhaupt hat. Diese kann egal ob Baseldytsch oder St. Gallerisch vorhanden oder nicht vorhanden sein. Aus einer falschen Anspruchshaltung wird da die Erwartung begünstigt, dass mündliche Botschaften in der Spracheigentümlichkeit (dem Idiom) der Mehrheit der Empfangenden abgegeben werden müssten. Und dies – was der Gipfel der Borniertheit ist – am Beispiel der christlichen Botschaft, der Weihnachtsansprache. Kommt es da nicht in erster, zweiter und dritte Linie auf den Inhalt an?

Gibt es im Tun einer Magistratsperson nicht Wichtigeres als das Entertainment in lokalen Lauten? Der Basler Dialektfreund Carl Miville, zum eminenten Problem konsultiert, sieht im Ortsdialekt einen gewissen Vorteil, fügt dann aber bei: «Aber natürlich ist es nicht das einzige Kriterium. Am Schluss wählt man eine Person unabhängig vom Dialekt.» – Schöne Ostern!
[tageswoche.ch/+zooke](https://www.tageswoche.ch/+zooke) ×

Online



tageswoche.ch/
themen/
Georg Kreis

Fachleute schlagen Alarm: Gewalttäter würden zu selten aus der Wohnung gewiesen. Zudem würden die Behörden Anti-Aggressions-Programme schlechtreden.

Lässt der Staat die Opfer im Stich?

von Andrea Fopp

Wenn es um Gewalt zwischen Ehepartnern oder Liebhabern geht, wird immer wieder der Vorwurf laut, die Behörden gingen zu lasch vor und würden die Opfer zu wenig schützen. Etwa bei der Wegweisung: Wenn ein Mann seine Frau schlägt, bis die Polizei kommt, kann ein Dienstoffizier ihn aus dem Haus verbannen, für höchstens zwölf Tage. So steht es im Basler Polizeigesetz.

Doch mehrere Fachleute, die im Bereich häusliche Gewalt arbeiten, kritisieren gegenüber der TagesWoche, die Basler Polizisten würden die Täter viel zu oft in der Familie lassen. «Dadurch steigt die Wahrscheinlichkeit massiv, dass der Mann – oder in wenigen Fällen auch die Frau – noch einmal zuschlägt.»

Wenn der Täter dagegen weggewiesen wird, hat er Zeit, sich zu beruhigen und die Wut verfliegen zu lassen. Die Frau muss nicht Angst haben, dass sie und die Kinder weiter bedroht werden.

Die Zahl der Wegweisungen wird nicht zum ersten Mal diskutiert. Bereits der Monitoringbericht Häusliche Gewalt 2012 zeigte: Bei 306 Polizeieinsätzen wegen häuslicher Gewalt innerhalb von zwölf Monaten wurde der Täter nur in 41 Fällen weggewiesen. Das sind 13 Prozent.

Ziel dieses Berichts war es, die Daten zu häuslicher Gewalt auszuwerten und die

beteiligten Organe wie Polizei, Opferhilfe, Männerbüro oder Staatsanwaltschaft besser zu vernetzen. Seither werden die Zahlen zur häuslichen Gewalt in der allgemeinen Kriminalstatistik abgehandelt. Im Jahr 2014 erfasste diese 772 nach Polizeieinsätzen protokollierte Tatbestände, die von Drohung über Körperverletzung bis zu Vergewaltigung reichen.

Baselland schickt fünf mal mehr Männer in Trainings zum Wutabbau als Basel-Stadt.

Zur Einordnung: Schweizweit erlebt jede fünfte Frau Gewalt durch ihren Partner oder Ex-Partner. Jedes zweite Tötungsdelikt findet gemäss Justiz- und Sicherheitsdepartement in der Familie statt.

Fachpersonen kritisieren, wenn auch hinter vorgehaltener Hand, dass die Täter zu selten zur Rechenschaft gezogen und die Opfer häuslicher Gewalt zu wenig geschützt würden. Auch im Grossen Rat ist das ein Thema: Rot-Grüne Grossrätinnen kritisierten, die häusliche Gewalt fände bei den Behörden zu wenig Beachtung, und haben wiederholt Vorstösse zu diesem Thema eingereicht.

Ein weiterer Streitpunkt sind die Anti-Aggressions-Programme. Dort lernen Männer bei Psychologinnen und Psychologen, wie sie Wut abbauen können, statt sie an ihrer Partnerin auszulassen. Die Täter können diese Kurse aus eigenem Antrieb besuchen oder nach einer Zuweisung durch Bewährungshilfe, Polizei oder andere Institutionen. Gezwungen werden können sie allerdings nicht.

Offenbar schicken die verantwortlichen Fachleute die Täter ungern in diese Trainings. Mehrere voneinander unabhängige Quellen sagten gegenüber der TagesWoche, das liege an der «Haltung» innerhalb der Justiz. Die Verantwortlichen gäben sich keine Mühe, die Täter vom Sinn eines solchen Kurses zu überzeugen, oder würden die Kurse sogar abwerten.

Gerichtsverfahren dauern zu lange

Im benachbarten Landkanton funktioniert das offenbar besser. 2015 schickten die Baselbieter Behörden 35 Männer in ein Training, die Basel-Städter dagegen nur sieben. In früheren Jahren war das Verhältnis ähnlich, wie dem Jahresbericht des Kantons Baselland zur häuslichen Gewalt zu entnehmen ist.

Auch ein anderer Punkt sorgt immer wieder für Unmut: In vielen Fällen, die vor Gericht kommen, erfolgt nie ein Urteil. Acht von zehn Verfahren werden einge-



Bis die Polizei kommt – und wieder geht: Häusliche Gewalt wird in Basel selten geahndet.

FOTO: KEYSTONE

stellt. Kritiker wünschen sich von der Staatsanwaltschaft schnellere Verfahren. «Die Opfer haben doch keine Nerven, sich ewig lange mit der erlebten Gewalt auseinanderzusetzen.»

Allerdings liegt es nicht nur an der Dauer der Verfahren, dass ein Grossteil der Opfer zurückkriechen, sondern auch an der Beziehung zum mutmasslichen Täter. Es braucht einiges, um den eigenen Partner vor Gericht zu zerren. Und häufig werden die Opfer vom Partner oder der ganzen Familie unter Druck gesetzt.

Acht von zehn Verfahren wegen häuslicher Gewalt werden eingestellt.

Dieses Problem ist bekannt, auch auf nationaler Ebene. Der Bundesrat will deshalb das Gesetz anpassen, wie er in einem Bericht Anfang 2015 schrieb. In Zukunft

sollen die Strafverfolgungsbehörden entscheiden können, ob ein Strafverfahren gegen einen Gewalttäter eingestellt wird und nicht mehr die Opfer.

Personalien ans Männerbüro

Die fachliche Koordination des Themas häusliche Gewalt liegt innerhalb der Kantonsverwaltung beim Fachreferat des Justiz- und Sicherheitsdepartements, ihr gehört auch die Fachstelle Häusliche Gewalt an. Das Departement trägt laut Mediensprecher Andreas Knuchel dem Thema angemessene Rechnung. Die Kritik sei nicht gerechtfertigt. Auch das Fachreferat würde es begrüssen, wenn mehr Straftaten bekannt würden und mehr gewalttätige Personen Beratung erhielten.

Die Behörden hätten bereits mehrere entsprechende Massnahmen ergriffen. So ist Anfang Jahr eine neue Verordnung in Kraft getreten: Im Rahmen eines Pilotprojekts erlaubt sie Polizisten, die Personalien gewalttätiger Personen auch dann ans

Männerbüro oder andere Gewaltberatungsstellen weiterzugeben, wenn diese nicht weggewiesen wurden. So wollen die Behörden erreichen, dass mehr Gewalttäter eine Anti-Aggressions-Beratung in Anspruch nehmen als bisher.

Ausserdem vergleiche die Fachstelle das eigene Vorgehen mit demjenigen in Zürich, um neue Erkenntnisse für «den operativen Bereich Basel-Stadt» zu gewinnen, sagt Knuchel. Auch das Monitoringprogramm werde überarbeitet.

Auf die Kritik der langen Verfahrensdauer angesprochen, räumt er ein, dass solche Verfahren einige Zeit in Anspruch nehmen, da Fälle häuslicher Gewalt schwierig zu beurteilen seien. Oft fehlten Zeugen, und es stehe Aussage gegen Aussage.

[tageswoche.ch/+55sxt](https://www.tageswoche.ch/+55sxt)

×

Die Polizei schnappt Drogenhändler dank modernster Technik. Deren Einsatz wirft aber grundsätzliche Fragen auf.

Polizei überwacht Handys ohne Rechtsgrundlage

von Matthias Oppliger

Die Anklageschrift zum Fall der Kleinbasler Dealerbande, die letzte Woche zu mehrjährigen Gefängnisstrafen verurteilt wurde, enthält eine brisante Information – die allerdings kaum auffällt: Die Festnahme des Bandenchefs ist der Staatsanwaltschaft (Stawa) nur dank modernster Technologie gelungen. Den Standort des Dealers ermittelte sie nämlich mit einem sogenannten Imsi-Catcher.

Mit dem Imsi-Catcher können Mobiltelefone durch einem raffinierten Trick überwacht werden: Das Gerät gibt sich gegenüber dem Handy als Mobilfunkantenne

aus. Dadurch, dass sich die Ermittler mit dem Imsi-Catcher zwischen den Nutzer und das Handynetze schalten, können sie die gesamte Kommunikation abfangen. Man kann zwar ganz normal weitertelefonieren, SMS schreiben und im Internet surfen, doch die Polizei liest unbemerkt mit. Die Beamten haben auch die Möglichkeit, den gesamten Mobilfunk innerhalb des Einzugsgebiets zu blockieren oder Überwachungssoftware auf einzelne Geräte zu überspielen.

Mit dem Imsi-Catcher können die Strafverfolgungsbehörden also nach Verdächtigen fischen. Doch statt der Harpune wird

das grosse Treibnetz eingesetzt. Mit entsprechendem Beifang. Denn der Imsi-Catcher erfasst alle Mobiltelefone in seinem Radius, nicht nur das gesuchte.

Die Technologie ist deshalb höchst umstritten. Datenschützer und Überwachungskritiker halten ihren Einsatz in den meisten Fällen für unvereinbar mit den Grundrechten.

«Eingriff in die Privatsphäre»

Der Zürcher Anwalt Martin Steiger ist auf Rechtsfragen im digitalen Raum spezialisiert und entschiedener Gegner der eingesetzten Technologie: «Mit einem Imsi-Catcher kann die Polizei zum Beispiel im grossen Stil Personenkontrollen durchführen oder Mobiltelefone überwachen. Die vielen Betroffenen erfahren nichts davon, nur die Beschuldigten werden – wenn überhaupt – nachträglich informiert. Das stellt meines Erachtens einen schweren, ungerechtfertigten und unverhältnismässigen Eingriff in die Privatsphäre dar.»

Trotz fehlender gesetzlicher Grundlage ermitteln Behörden in der ganzen Schweiz mit Imsi-Catchern.

Für den Einsatz gibt es derzeit keine rechtliche Grundlage. Das entsprechende Gesetz, das «Bundesgesetz betreffend die Überwachung des Post- und Fernmeldeverkehrs», kurz BüpF, enthält keine ausdrückliche Regelung. «Das räumt sogar der Bundesrat ein, weshalb das BüpF derzeit revidiert wird», sagt Steiger.

Die Gesetzesrevision wurde am vergangenen Freitag vom Parlament in Bern gutgeheissen. Netzaktivisten sprechen von einer «verpassten Chance». Ein überpartei-

Die Technik ist heute weiter, doch sie kontrolliert noch immer weiträumig statt gezielt.



liches Komitee hat bereits ein Referendum angekündigt.

Trotz fehlender gesetzlicher Grundlage ermitteln Behörden in der ganzen Schweiz mit Imsi-Catchern, wie die NZZ im November aufzeigte. Während die Kantonspolizei Zürich sich bereits zwei solcher Geräte angeschafft hat, verfügt die Stawa über keine entsprechende Ausrüstung, wie Sprecher Peter Gill sagt. «Die Stawa wendet sich im Bedarfsfall an andere Korps.»

Im aktuellen Fall der Dealerbande wurde in Basel erstmals der Einsatz eines Imsi-Catchers publik. Bis jetzt war lediglich bekannt, dass die Stawa «äusserst selten oder nie und nur in Fällen von Schwerestrafbarkeit» auf Imsi-Catcher zurückgreift, wie Stawa-Sprecher Gill im November gegenüber der BaZ sagte.

Im «Bedarfsfall» ersucht die Stawa beim Zwangsmassnahmengericht (ZMG) um eine Bewilligung für den Einsatz. Doch Anwalt Steiger hält die ZMG für «Dunkelkammern». «Die dort gefällten Entscheide und Urteile werden nur in Ausnahmefällen veröffentlicht. Dadurch entziehen sich diese Gerichte der Diskussion und der Kontrolle durch die Öffentlichkeit.»

Datenschützer hat nichts zu melden

Steiger ist nicht der einzige Kritiker. Auch der Basler Datenschützer Beat Rudin hat seine Zweifel, was die Verhältnismässigkeit des Einsatzes von Imsi-Catchern angeht. Gegenüber der BaZ sprach er von erheblichen «Kollateralschäden», weil zwangsläufig auch «Unverdächtige und Unschuldige» erfasst würden.

Doch Rudin ist als Datenschützer bei laufenden Strafverfahren nicht involviert, da das Informations- und Datenschutzgesetz in diesen Fällen nicht zur Anwendung gelange. Den Einsatz von Imsi-Catchern wolle er dennoch «bei der nächsten Gelegenheit zur Sprache bringen», sagt Rudin. Er tausche sich regelmässig in informellen Gesprächen mit der Stawa aus.

Es ist fast unmöglich, offizielle Auskünfte über die Praxis der Strafverfolger mit Imsi-Catchern zu bekommen. Eine ausführliche Anfrage an die Stawa wird von Gill nur knapp beantwortet. «Der Imsi-Catcher ist eine technische, geheime Überwachungsmassnahme, welche bei Verbrechen gemäss Artikel 280 der Strafprozessordnung eingesetzt werden kann.»

Darüber hinaus ist nichts zu erfahren, das nicht schon bekannt gewesen wäre. Auf die Frage, weshalb die Informationen so knapp ausfallen, sagt Gill nur: «Dazu gibt es von unserer Seite nicht mehr zu sagen.»

tageswoche.ch/+vxx73

×

Kommentar

Der Einsatz von Imsi-Catchern führt zu Kollateralschäden. Doch eine offene Debatte dazu verweigern die Behörden.

“

Die Polizei unternimmt alles, um Schwerverbrecher festzunehmen. Dabei muss sie ihre Ermittlungsmethoden an die Vorgehensweise der Täter anpassen. So ist es üblich, dass Drogendealer mehrere Mobiltelefone und SIM-Karten benutzen und diese ständig wechseln.

Den Ermittlern stehen verschiedene Mittel zur Verfügung. Der Imsi-Catcher erlaubt es, alle eingeschalteten Mobiltelefone innerhalb eines bestimmten Radius zu identifizieren, zu lokalisieren, abzuhören, zu blockieren oder den Datenverkehr zu manipulieren.

Die Möglichkeiten sind gross, riesig ist aber auch das Missbrauchspotenzial. Bei Demonstrationen in Kiew setzten die Behörden die Technologie dazu ein, sämtliche Teilnehmer einer regimekritischen Demonstration zuerst zu identifizieren und sie danach per SMS darüber in Kenntnis zu setzen, dass man sie als Teilnehmer einer «Massenunruhe» registriert habe.

Vertrauen ist die einzige Währung in dieser Angelegenheit, denn Transparenz gibt es keine.

Die Basler Staatsanwaltschaft (Stawa) erklärt, dass mit dem Imsi-Catcher «keine Gesprächsinhalte, sondern nur Standortdaten von Rufnummern aufgezeichnet» würden. Sprich: Wir müssen darauf vertrauen, dass die Stawa nur einen Bruchteil der Möglichkeiten ausschöpft, die der Imsi-Catcher tatsächlich bietet. Und Vertrauen ist die einzige Währung in dieser Angelegenheit, denn Transparenz gibt es keine. Anfragen bei der Stawa werden, wenn überhaupt, nur sehr knapp beantwortet.

Weil es für den Einsatz des Imsi-Catchers heute keine ausdrückliche Rechtsgrundlage gibt, müssen die Ermittler beim Zwangsmassnahmengericht (ZMG) eine Genehmigung einholen. In Basel handelt es sich dabei um eine Abteilung des Strafgerichts, wo unter Ausschluss der Öffentlichkeit etwa über die Anordnung von



Matthias Oppliger ist Redaktor der TagesWoche. tageswoche.ch/+wyj9

Untersuchungshaft oder eben über Überwachungsmassnahmen entschieden wird. Die Entscheide dieser «Dunkelkammern» werden nicht veröffentlicht, sondern finden nur Eingang in die Strafakten beziehungsweise in die Beweisführung der ermittelnden Behörde.

Im Schleppnetz der Ermittler

Die Öffentlichkeit erfährt nur in Ausnahmefällen, ob und wann ein solcher Imsi-Catcher eingesetzt wurde. Ein seltenes Beispiel ist ein Urteil von 2011, welches das ZMG Basel-Landschaft veröffentlicht hat. Darin heisst es, durch den Einsatz eines Imsi-Catchers werde «allenfalls das Recht auf informationelle Selbstbestimmung und die allgemeine Handlungsfreiheit» verletzt – das sei ein «geringfügiger Eingriff».

Diese Intransparenz ist nicht nur ärgerlich, weil hier Überwachungstechnologien eingesetzt werden, die unsere Grundrechte verletzen. Sie verhindert auch eine kritische Diskussion über das Thema. Heute fühlen sich viele Menschen nicht betroffen vom Überwachungsstaat. Wüsste jeder, ob er bereits einmal von einem Imsi-Catcher erfasst wurde, wäre die Betroffenheit grösser. Und die Diskussion erhielte mehr Relevanz, mehr Tragweite.

Ein Imsi-Catcher ist keine Präzisionswaffe, um grosse Fische zu fangen. Er ist ein Schleppnetz, in dem jeder hängen bleibt, der zur falschen Zeit am falschen Ort ist. ×

”

Die Wohngenossenschaft Klybeck gibt den Kampf nicht auf. Sie zieht ihren Rekurs gegen die Holzhallen auf dem Shift-Mode-Areal am Klybeckquai einmal mehr weiter.

Die Schlacht um die Brache geht weiter

von Dominique Spirgi

Es begann mit einem Rausschmiss. Katja Reichenstein vom Shift Mode wollte als ZuhörerIn an der Medienkonferenz der Wohngenossenschaft Klybeck teilnehmen. Doch die Vertreter der WG Klybeck forderten sie auf, das Sitzungszimmer zu verlassen. Ein deutliches Zeichen für die zerfahrene Situation zwischen den Vertretern der Wohngenossenschaft und dem Zwischennutzungsprojekt Shift Mode auf dem einstigen Migrol-Areal in der Nachbarschaft.

Die Wohngenossenschaft Klybeck hatte die Medien eingeladen, um über den Weiterzug ihres Rekurses gegen die Bau- und Betriebsbewilligung für die Holzhallen auf dem Shift-Mode-Areal an das Basler Verwaltungsgericht zu informieren. Der Vorstand der Wohngenossenschaft, die ihre Wurzeln unter anderem in der Bewegung um die Alte Stadtgärtnerei hat, wehrt sich seit vielen Monaten gegen die Pläne des Vereins Shift Mode, auf dem Ex-Migrol-Areal mehrere Holzhallen zu errichten.

Bereits zweimal sind die Genossenschaftler mit ihrer Einsprache gegen das Bauprojekt und einem späteren Rekurs bei der Baurekurskommission abgeblitzt. Doch sie geben nicht auf.

Martin Brändle von der Wohngenossenschaft betonte nun, man wende sich nicht grundsätzlich gegen eine Zwischennutzung des Areals. «Wir wollen im Gegenteil

eine echte Zwischennutzung mit kleineren Projekten ermöglichen, die durch den Bau der Hallen aber verhindert würde.» Als Anwohner fühlen sich die Mitglieder der Genossenschaft durch die bewilligten Betriebszeiten von 7 bis 24 Uhr von Sonntag bis Mittwoch, bis 1 Uhr am Donnerstag und gar bis 4 Uhr am Freitag und Samstag arg in Mitleidenschaft gezogen.

«Wir wollen eine echte Zwischennutzung mit kleineren Projekten ermöglichen, die durch den Bau der Hallen verhindert würde.»

Martin Brändle, WG Klybeck

Brändle spricht von vier Holzhallen mit einer Gesamtfläche von 4600 Quadratmetern, die auf den Bebauungsplänen auch so eingezeichnet sind. Mittlerweile wurde aber bekannt, dass eine der Hallen, es handelt sich um die Trendsporthalle, andersorts errichtet wird, sodass nur noch drei Holzhallen mit einer Fläche von rund 3500 Quadratmetern übrigblieben.

Katja Reichenstein vom Verein Shift Mode versichert, dass es bei diesen drei Hallen bleiben werde. Die grösste Halle mit einer Länge von 117 Metern würde das Gelände überdies als Lärmriegel entlang der Hafenanlagen von den Häusern der Genossenschaft abschirmen. «Ein unabhängiges Gutachten hat ergeben, dass die Halle sogar den Lärm der Güterzüge dämpfen würde», sagte Reichenstein. Überdies sei nicht geplant, die bewilligten Betriebszeiten voll auszunutzen.

Diesen Aussagen misstraut Brändle. «Unser Rekurs bezieht sich auf die offizielle Bau- und Betriebsbewilligung, und bewilligt ist der Bau von vier Hallen mit den übermässig langen Betriebszeiten.» Der Bau der Hallen sei «masslos» und werde, um die hohen Kosten amortisieren zu können, zu einem hohen Nutzungsdruck mit entsprechenden Emissionen führen.

Diese Emissionen wiederum würden zu einer andauernden Belastung für die Anwohnerschaft, erklärte Brändle weiter: «Der Bau der Hallen lohnt sich nur, wenn sie länger als innerhalb des vorläufig bewilligten Zeitraums bis 2030 betrieben werden können.» Er befürchtet, dass sie bis zu einer definitiven Neubebauung des Klybeckquais, mit dem nicht vor 2030 zu rechnen sei, stehenbleiben würden.

Das Verhältnis zwischen der Wohngenossenschaft und den Zwischennut-

zungs-Hostern ist verkorkst. Die Wohngenossenschaftler werfen dem Verein Shift Mode vor, die Zwischennutzungsidee mit dem Bau der Holzhallen zu hintertreiben. «Zwischennutzungen sind nicht dafür da, städtische Brachen kommerziell zu nutzen», erklärte Agnes Würsch vom Genossenschaftsvorstand.

Reichenstein entgegnet, dass sich kommerzielle Nutzungen der Hallen auf die kurzen Zeiten während der Grossmessen Baselworld und Art beschränken würden. «Wir wollen kein grosses Geld verdienen, sondern finanzielle Mittel zur Quersubventionierung nicht kommerzieller Projekte generieren und uns auch selber endlich mal aus der reinen Ehrenamtlichkeit heraushehlen», sagt sie.

Reichenstein vermutet, dass der Verein Shift Mode nicht zuletzt als Sündenbock für eine wenig ausgelegene Zwischennutzungsplanung des Kantons erhalten muss. Der Verein hat das Gelände als Host für Zwischennutzungsprojekte übertragen bekommen, als sich herausstellte, dass die Top-down-Planung des Kantons im Sand verlief.

Hart mit dem Kanton und speziell mit Regierungspräsident Morin ins Gericht geht Genossenschaftler Brändle: «Mit der direkten Vergabe des Areals an Shift Mode, ohne dass eine öffentliche Ausschreibung stattfand und ohne dass die Quartierbevölkerung einbezogen wurde, trägt das Präsidialdepartement die Verantwortung für das tief sitzende Misstrauen.»

«Wir wollen kein grosses Geld verdienen, sondern finanzielle Mittel zur Quersubventionierung nicht kommerzieller Projekte generieren.»

Katja Reichenstein, Shift Mode

Verabschiedet haben sich beide Seiten inzwischen von der Idee, das Klybeckquartier mit einer Passerelle über die Hafenan-

bahnanlagen auf direktem Weg mit dem Klybeckquai zu verbinden. Die Basler Regierung bezeichnete den Bau der Passerelle in der Antwort auf einen entsprechenden Vorstoss der BastA!-Grossrätin Heidi Mück als zu teuer für eine letztlich nicht befriedigende Lösung.

Das letzte Wort hat zwar der Grosse Rat, der Mücks Vorstoss ursprünglich mit grossem Mehr überwiesen hatte. Aber weder die Wohngenossenschaft noch Shift Mode glauben daran, dass sich diese Direktverbindung innerhalb einer nützlichen Frist realisieren liesse. Damit scheint auch noch das letzte gemeinsame Anliegen der beiden Kontrahenten vom Tisch zu sein.

tageswoche.ch/+pzw5v

×

Zwischennutzen ja, aber wie? Die WG Klybeck und Shift Mode streiten sich um die Nutzung dieses Geländes. FOTO: DOMINIQUE SPIRGI



Kantonsfinanzen BS

432 Millionen
Überschuss

von Dominique Spirgi

Im November 2014 wies die Finanzkommission des Grossen Rates das Budget 2015, das ein kleines Defizit von 30 Millionen Franken beinhaltet hatte, zurück. In einem zweiten Anlauf kam das bereinigte Budget mit einem knappen Überschuss von rund 37 Millionen Franken schliesslich durch.

Für die Steuerreform gewappnet

Und nun verkündet Eva Herzog bei der Präsentation der Kantonsrechnung einen Überschuss von 432,4 Millionen Franken. Das sind rund 395 Millionen Franken mehr als budgetiert. Auch wenn man von diesem Überschuss Sonderfaktoren und Einmal-effekte wie Abgrenzungskorrekturen gegenüber vergangenen Steuerjahren und die Zusatzausschüttung der Nationalbank abzieht, bleibt ein beachtliches Plus von 241,2 Millionen Franken.

«Ich kann Ihnen ein erfreuliches Resultat präsentieren», sagte Finanzdirektorin Eva Herzog den Zahlen entsprechend, allerdings ohne spürbar freudigen Unterton in der Stimme. Das mag daran liegen, dass für sie die Präsentation von zum Teil markanten Überschüssen zur Routine geworden ist. Seit ihrem Amtsantritt im

Jahr 2005 schreibt Basel-Stadt nur noch schwarze Zahlen. Erfolgreich war das Rechnungsjahr 2015 vor allem auf der Ertragsseite:

- Die Steuereinnahmen lagen um 236,7 Millionen Franken über dem Budget. Für Mehreinnahmen sorgten sowohl die natürlichen wie auch die juristischen Personen.

- Die Gewinnausschüttung der Nationalbank war um 15,4 Millionen Franken höher als im Voranschlag. Die Nationalbank hatte wegen ihres Rekordgewinns kurzfristig eine Zusatzausschüttung an die Kantone beschlossen.

- Die Nettoaufwertung des Immobilienvermögens brachte einen Zusatzertrag von 21,7 Millionen Franken.

- Die Liquidationsdividende der AG zum Storchen, wo das Finanzdepartement seinen Sitz hat, sorgte für einen einmaligen Zusatzbetrag von 31,1 Millionen Franken.

- Der Anteil der direkten Bundessteuern überstieg den budgetierten Betrag um 46,6 Millionen Franken.

- Das gute Rechnungsergebnis ermöglicht es dem Kanton, die Nettoschulden um 115,1 Millionen Franken abzubauen. Sie liegen jetzt noch bei 1,83 Milliarden Franken. Die Nettoschuldenquote sank von 3 auf 2,9 Promille.

Und weil Eva Herzog auch für die Jahre 2016 bis 2019 mit Überschüssen von 80 bis 100 Millionen Franken pro Jahr rechnet, wird auch die Unternehmenssteuerreform III nicht mehr als Schreckgespenst empfunden. «Basel-Stadt ist für diese Steuerreform gewappnet», sagt Herzog.

tageswoche.ch/+4qufk

Zahl der Woche

10

von Hannes Nüsseler

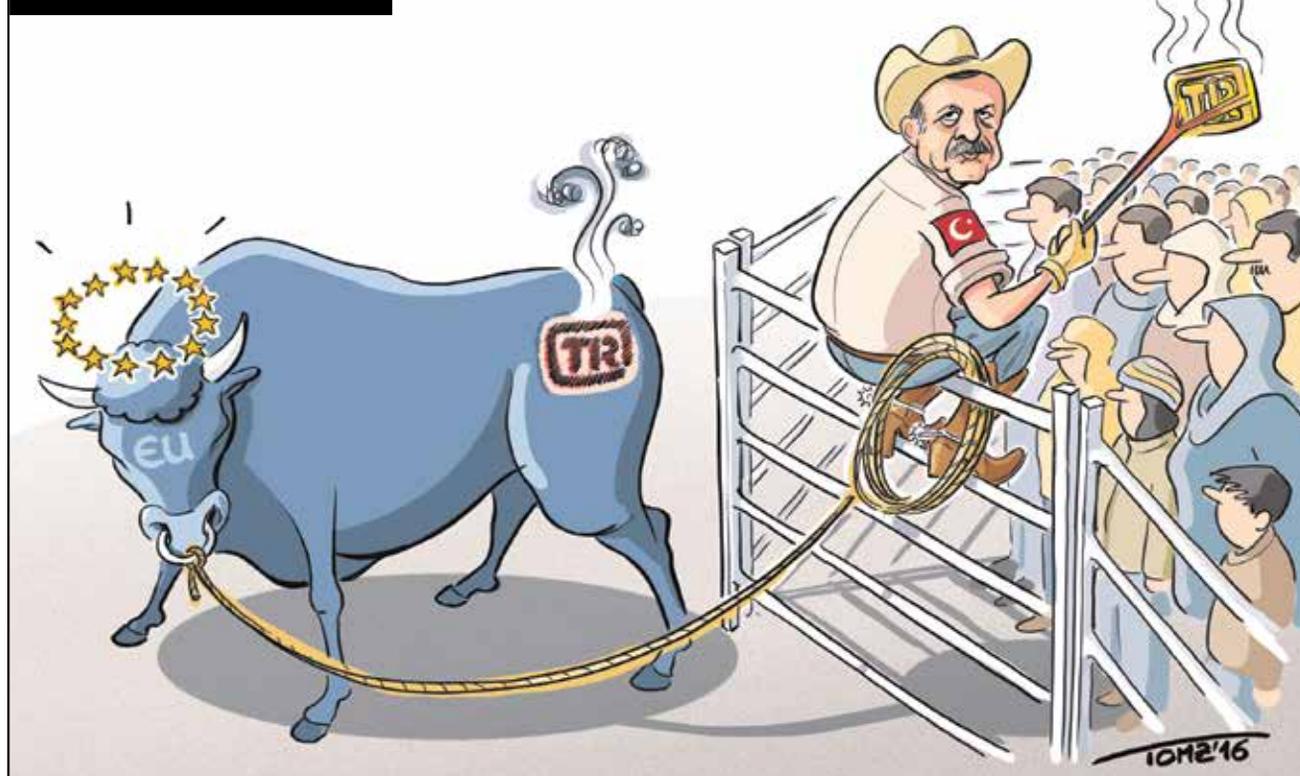
Basel ist das nördliche Nadelöhr für den Bahnverkehr der Schweizer Neat, und diesen Engpass will die Deutsche Bahn (DB) bald beheben: Ab 2019 sollen zwischen der Landesgrenze bei Weil am Rhein und dem nördlichen Rheinufer insgesamt drei Eisenbahnbrücken neu gebaut und total zehn Kilometer Geleise verbaut werden, um den Personen- und Güterverkehr zwischen Karlsruhe und Basel effizienter zu gestalten.

Wegen des Bahnlärms sollen in Basel 146 Wohnungen geprüft werden, zumeist in der Umgebung des Badischen Bahnhofs. Nicht zu vermeiden seien Nachtarbeiten dort, wo betroffene Geleise tagsüber befahren werden. Ausserdem werde es zu Einschränkungen des Angebotes kommen.

Die DB will die Anwohnerschaft am 5. April im Kongresszentrum Basel persönlich informieren.

tageswoche.ch/+re3vt

Gesehen von Tom Künzli



Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 41-Jährige wohnt in Bern.

Kleineres Staraufgebot

von Marc Krebs

Hatte das grösste Open-Air-Happening im Dreiland im vergangenen Jahr vorderhand mit amerikanischen Grössen gelockt – Patti Smith, Bob Dylan, Lionel Richie –, so sind es 2016 Musiker aus England, die aufhorchen lassen. Allen voran Massive Attack, die Trip-Hop-Pioniere aus Bristol. Sie bringen ihre schleppenden Grooves und eindringlichen Bässe erstmals nach Lörrach.

Nach seinem Auftritt 2011 kehrt Jamie Cullum zurück, der Piano spielende Charmer, der eine Brücke vom Jazz zum Pop schlägt. Man kann davon ausgehen, dass der stilichere Entertainer das Publikum erneut in Wallung bringen wird.

Ebenfalls publikumswirksam scheint der Deutschrock von Revolverheld zu sein. Programmchef Markus Muffler rechnet damit, dass ihr Konzert noch vor dem Festivalstart im Juli ausverkauft sein wird.

Die bisher bestätigten Hauptacts täuschen nicht darüber hinweg, dass das Staraufgebot nicht ganz so hell leuchtet wie 2015. Damals konnte «Stimmen» in Lörrach mehrere Weltstars empfangen.

Konzert auf dem Domplatz

Aus Schweizer Sicht besonders erfreulich ist der Einbezug eines neuen Spielortes: Der Domplatz Arlesheim wird an zwei Abenden zum Open-Air-Terrain. Mit Travis spielt hier eine Band, die eine entsprechende Zugkraft haben dürfte, hallen ihre melancholisch gefärbten Popsongs doch noch immer wunderbar nach. Nebst Travis tritt auch der Jamaikaner Ernest Ranglin in Arlesheim auf. Der Altmeister des Reggae ist auf Abschiedstour.

Die beiden Konzerte auf dem Domplatz sollen der Anfang einer fruchtbaren Zusammenarbeit sein. Es sei Arlesheims Ziel, den prächtigen Domplatz zu beleben, sagt Gemeinderat Lukas Stückelberger. Dafür unterstützt die Gemeinde das Festival mit 33 000 Franken.

Weniger Glück hatten die Veranstalter hingegen auf französischer Seite. Zwar hob Muffler hervor, wie einzigartig «Stimmen» durch sein trinationales Konzept sei. Doch musste er einräumen, dass das Festival 2016 lediglich mit dem Warm-up-Programm auch im Elsass haltmacht, mit jungen Singer-Songwritern in der Fondation Fernet-Branca in Saint-Louis.

Wieder dabei ist dafür der Wenkenpark Riehen. In der Reithalle sind mit Alejandra Ribera (Kanada) und dem Songbirds Collective (USA) eindringliche Frauenstimmen zu hören. Und auch mit Suzanne Vega kommen Fans des transatlantischen Songwritings auf ihre Kosten.

tageswoche.ch/+1f9sb

×



Erfreuliche Zahlen: Homberger, Ammann und Fabbri (v.l.).

FOTO: HANS-JÖRG WALTER

Kriminalitätsstatistik

Immer weniger Verbrechen

von Renato Beck

Die bemerkenswerteste Veränderung in der Basler Kriminalitätsstatistik 2015 zeigt sich bei den Flüchtlingen: Trotz eines starken Anstiegs der Zahl von Asylsuchenden werden diese immer seltener straffällig. Wurden im Asylbereich 2014 noch 263 Beschuldigte registriert, waren es 2015 lediglich 208 – weniger als je zuvor seit dem Beginn der systematischen Erfassung 2009. 2012, während der Hochzeit des Arabischen Frühlings, waren es noch 535 Fälle.

Beat Burkhardt, leitender Jugendstaatsanwalt, erklärt das mit der Veränderung der Herkunftsländer: «Die Menschen, die jetzt zu uns kommen, wollen nicht riskieren, dass eine Straftat ihren Asylprozess gefährdet.» Auch bei minderjährigen Asylsuchenden sei die Kriminalitätsrate stark gesunken.

Mehr Delikte gegen Leib und Leben

Zugenommen haben in diesem Bereich dafür die Verstösse gegen das Ausländergesetz. Das liege daran, sagt Burkhardt, dass an der Grenze eine hohe Zahl an minderjährigen Flüchtlingen ohne gültige Papiere aufgegriffen worden sei.

Der in den letzten Jahren beobachtete Rückgang der Deliktzahlen hat sich 2015 leicht fortgesetzt – insofern die eingegangenen Anzeigen als Vergleichswert herangezogen werden. Hans Ammann, stellvertretender Chef der Kriminalpolizei, sagt: «Plus/minus ist alles beim Alten geblieben. Einzig den Rückgang bei den Taschendiebstählen können wir der erhöhten Polizei-

präsenz zurechnen.» Taschendiebstähle sind 2015 um 12 Prozent zurückgegangen. Konstant geblieben ist in etwa die Zahl der Einbrüche.

Deutlich zugenommen haben Delikte gegen Leib und Leben, also Gewaltverbrechen (plus 9 Prozent). Verantwortlich dafür sind aber nicht schwere Gewalttaten, sondern die Delikte Raufhandel (von 31 auf 63) und Angriff (von 105 auf 136). Kripo-Vize Hans Ammann benennt zwei Hotspots: das Rotlichtmilieu um die Greifengasse und die Ausgehmeile von der Steinenvorstadt bis zur Heuwaage. Er stellt fest, die Intensität der Gewalt sei gestiegen: «Auseinandersetzungen werden aggressiver geführt als noch vor ein paar Jahren.»

Wenig Erfolg für Drogenfahnder

Dauerthema in der Öffentlichkeit sind Gewalt und Drohungen gegen Beamte. Schweizweit stiegen die Zahlen 2016 um 9 Prozent. In Basel nahmen sie jedoch ab.

Angestiegen ist 2015 in Basel die Zahl der Sexualdelikte, wobei sich dort aufgrund der hohen vermuteten Dunkelziffer nur schwer Aussagen treffen lassen. Stark zugenommen haben angezeigte Fälle von Nötigung und Belästigung.

Drogenschmuggel wurde seltener aufgeklärt, in schweren wie auch bei leichten Fällen. Immerhin konnten mehr schwere Fälle von Drogenhandel aufgeklärt werden als 2014 (plus 9 Prozent, von 43 auf 47). Allerdings lag diese Zahl 2011 noch fast doppelt so hoch.

Thomas Homberger, Leiter der Drogenfahnder, führt als Erklärung Probleme bei der Besetzung von Vakanzen an. Und den ausserordentlich hohen Ermittlungsaufwand, da Händlernetzwerke oft bandenmässig organisiert seien. Auch fänden etwa Heroinverkäufe kaum mehr in der Öffentlichkeit statt, sondern vermehrt in Privatwohnungen.

tageswoche.ch/+otx1r

×

Bildstoff

360°

tageswoche.ch/360

Granges-Paccot

Über einen niedrigen Eisengehalt im Blut ist schon so manche gestolpert: Die Folgen sind Schwindel, Schwäche, Haarausfall. Das Model Dominique Rinderknecht legt sich allerdings nur für einen Präventions-spot auf die Matte.

JEAN-CHRISTOPHE BOTT/
KEYSTONE



Tel Aviv

Man soll die Feste feiern, wie sie fallen: In Israel wird der Rettung der persischen Juden gedacht, die unter Xerxes I. getötet werden sollten. Das lässt sich heute auf die leichte Schulter nehmen, wie die Lufteinlage des Akrobaten zeigt.

ARIEL SCHALIT/AP PHOTO



Genf

Viel Auswahl hatte der unergründliche Frust nicht, der sich auf diesem Privatparkplatz in Form von Steinwürfen entlud.

SALVATORE DI NOLFI/
KEYSTONE





Vrindavan

Zweiter Frühling:
In Indien wird von
Witwen erwartet,
dass sie ein graues,
weltabgewandtes
Leben führen.
Diese Frauen
werfen sich aller-
dings voller Freude
ins hinduistische
Holi-Farbenfest.

ANINDITO MUKHERJEE/
REUTERS



Lahore

Rosa ist an den
motorisierten
Rikschas nur noch
der Lack, die
Aussichten sind
düster: Vor einem
Jahr von Frauen
für Frauen lan-
ciert, kämpft der
Fahrdienst ums
Überleben.

MOHSIN RAZA/REUTERS



Die Tourismusbranche boomt, doch die Arbeitsbedingungen werden immer schlechter. Das bekommen vor allem die Zimmermädchen zu spüren. Jetzt proben sie den Aufstand.

Die Rebellion der Zimmermädchen

Die spanische Tourismusbranche schadet sich selbst – weil für Professionalität keine Zeit mehr bleibt.



von Julia Macher

Bevor Verónica Domínguez* am Morgen zur Arbeit geht, frühstückt sie einen Milchkaffee und eine 800-mg-Tablette Ibuprofen. Ohne Medikamente wäre schon das erste Drittel ihres Sieben-Stunden-Tages unerträglich. Die Mittvierzigerin mit den langen dunklen Haaren arbeitet seit 2002 als Zimmermädchen in einem Vier-Sterne-Hotel an der Costa Daurada: Sieben Stunden Betten machen oder neu beziehen, Möbel rücken, Boden wischen, Toilette, Waschbecken, Badewanne putzen, Handtücher wechseln.

Vom Matratzenheben schmerzt der Rücken, die Handgelenke sind chronisch entzündet, das linke Knie schwillt abends auf Handballgrösse an. «Das kommt vom Badewannenputzen», sagt Verónica; ihren 20 Kolleginnen geht es ähnlich. «Manche schleppen eine richtige Apotheke mit sich herum und versorgen damit die anderen je nach Bedarf.» Zum Arzt gehen? Sich krank schreiben lassen? «Dann heisst es gleich: Die will bloss nicht arbeiten.» Verónica lacht sarkastisch.

15 Minuten für ein Zimmer

Spaniens Urlaubsbranche boomt. Seit Mittelmeerländer wie die Türkei, Tunesien und Marokko als unsicher gelten, bucht die sonnenhungrige Klientel wieder bevorzugt auf der iberischen Halbinsel. Über 83 Prozent der Tourismusunternehmen verbesserten 2015 ihr Jahresgeschäft. Doch Spaniens Zimmermädchen, etwa 100 000 sind es im ganzen Land, spüren nichts vom Aufschwung. Im Gegenteil: Ihre Arbeitsbedingungen verschlechtern sich seit Jahren.

Um Kosten zu sparen, lagern immer mehr Hotels die Arbeit auf Service-Agenturen aus.

War Verónica früher für 16 Zimmer verantwortlich, stehen heute bis zu 24 auf ihrer Liste. 15 bis 20 Minuten bleiben ihr pro Zimmer; ganz gleich, ob dort am Abend vorher Partytouristen gewütet oder bloss Geschäftsreisende ihren Laptop aufgeklappt haben. «Das schafft man nur, wenn man von der ersten bis zur letzten Minute den Turbo anwirft», sagt Verónica, während sie in ihren weissen Arbeitskittel schlüpfte und die Zimmerliste überfliegt, die ihr die Etagen-Gouvernante ausgehändigt hat.

Elf Gäste bleiben, neun reisen ab: Da müssen die Zimmer besonders gründlich gereinigt, die Betten neu bezogen werden. Das bedeutet mindestens eine Überstunde, unbezahlt natürlich. Neues Personal stellen die Hotels kaum mehr ein. Um Kosten zu sparen, lagern immer mehr Häuser die Arbeit auf Service-Agenturen und Zeitarbeitsfirmen aus. Seit den Arbeitsrechts-

reformen 2010 und 2012 sind diese nicht an die tarifvertraglichen Löhne für Hotelfachkräfte gebunden.

Mit einem Kopfnicken begrüsst Verónica eine Kollegin, die einen der 160 Kilogramm schweren Wäschekarren über den Gang schiebt. Auch Manuela arbeitet ganztags als Zimmermädchen. Weil sie aber über eine Zeitarbeitsfirma angestellt ist, bekommt sie dafür bloss 700 Euro im Monat, 300 Euro weniger als Verónica. Ihr Lohn ist an ein Zimmer-Minimum gekoppelt. Schafft sie das Pensum nicht, bleibt sie länger; ein, zwei Stunden am Tag. Planungssicherheit gibt es nicht.

Beitrag zum Hotelcharakter

«Ich hatte mir für den Geburtstag meiner Tochter extra frei genommen – am Vorabend rief mich die Chefin an und ich musste alles liegen lassen.» Resigniertes Schulterzucken: «Andere Jobs gibt es nicht, mein Mann hat früher auf dem Bau gearbeitet – jetzt muss ich das Geld für uns drei alleine verdienen.»

«Der spanische Tourismussektor hat sich in den letzten Jahren massiv prekariert», sagt der Soziologe Ernest Cañada. «Das betrifft den Low-Cost-Bereich ebenso wie das Luxussegment. Der Forscher, der für ein Buchprojekt Hotelarbeiterinnen aus ganz Spanien befragt hat, sieht in den Externalisierungen den Hauptgrund für die verschlechterten Arbeitsbedingungen. «Zimmermädchen machen zwanzig bis vierzig Prozent des Personals aus. Sie tragen mit ihrer Arbeit ganz wesentlich zum Charakter des Hotels bei. Es macht keinen Sinn, diesen Kernbestand des Hotelwesens an Dritte auszulagern.»

Langfristig schade sich die Tourismusbranche damit selbst. «Irgendwann wird sich die Lage in Nordafrika stabilisieren, die Touristen werden wieder dorthin zurückströmen. In Spanien aber wird die Service-Qualität massiv gesunken, der Sektor entprofessionalisiert sein – einfach, weil für Professionalität keine Zeit mehr bleibt.»

Das Doppelbett in Zimmer 204 ist frisch bezogen; Verónica packt die Schmutzwäsche auf den Wagen, fährt dann noch kurz mit dem Feudel rings ums Bett. Um auch darunter und hinter dem Schreibtisch zu putzen, bleibt keine Zeit. «Wenn die Kunden in die Ecken gucken würden, hielten sie mich bestimmt für schlampig. Dabei habe ich meine Arbeit wirklich gerne gemacht», sagt Verónica und erzählt, wie ihr früher noch Zeit blieb, die Kleidung der Gäste ordentlich aufzuhängen oder die Handtücher hübsch zusammenzufalten.

Angst vor Repression

«Das habe ich während meiner Ausbildung gelernt. Die Frauen, die wir heute anlernen, laufen einfach mit und müssen manchmal schon vom ersten Tag an das gleiche Pensum schaffen wie wir.» Sie seufzt. Ursprünglich sollte auch ihr Arbeitsplatz externalisiert werden. Die Konditionen des neuen Arbeitgebers

waren aber so miserabel, dass sie über die Gewerkschaft klagte, dem Dienstleister der Zuschlag gerichtlich aberkannt wurde und sie wieder zu alten Bedingungen eingestellt wurde.

Zwar haben die grossen spanischen Gewerkschaften immer wieder auf die eklatantesten Missstände aufmerksam gemacht. Spaniens Öffentlichkeit hat von der Schattenseite des Urlaubsbusiness' erst durch die Facebook-Gruppe «Las Kellys» Notiz genommen. In der 2014 von Eulàlia Corralero, einem Zimmermädchen aus Lloret del Mar, gegründeten Gruppe tauschen sich Festangestellte und Zeitarbeitskräfte über ihre Arbeitsbedingungen aus. Etwa 3000 Mitglieder hat die Gruppe derzeit; aus Angst vor Repression bleiben viele anonym.

Die Frauen berichten von Praktikaverträgen, die immer wieder verlängert werden; von Firmen, die ehemalige Häftlinge einstellen, von Agenturen, die bei Ausschreibungen grosser Hotelketten mit Zimmerpreisen von 2,50 Euro gegeneinander konkurrieren, inklusive eines 50-prozentigen Rabatts für das erste Jahr: «Was da für das Zimmermädchen übrig bleibt, kann man sich ja ausrechnen.» Auch Verónica hat sich eine Zeit lang bei «Las Kellys» engagiert: «Es ist wichtig, dass die Öffentlichkeit von unseren Arbeitsbedingungen erfährt.»

Bei der Zertifizierung von Hotels sollten auch die Arbeitsbedingungen berücksichtigt werden.

Inzwischen haben Spaniens rebellische Zimmermädchen über Parteien und Gewerkschaften einige ihrer Forderungen auf die politische Tagesordnung gebracht: Auf den Kanarischen Inseln werden die innerbetrieblichen Tarifverträge von Hotelketten und Servicefirmen überprüft; auf den Balearen will man künftig bei der Zertifizierung von Hotels auch die Arbeitsbedingungen berücksichtigen. Auch die schärfere Definition des Begriffs Berufskrankheiten und die Herabsetzung des Rentenalters auf 58 Jahre wird diskutiert.

Vielleicht, wünscht sich Verónica, erreicht die Debatte auch irgendwann diejenigen, denen sie täglich das Bett macht. «Ich träume von dem Tag, an dem ein Gast vor dem Buchen nicht nur nach dem Pool, sondern auch nach unseren Arbeitsbedingungen fragt.» Dann massiert sie sich kurz die Handgelenke und schiebt den Wäschekarren weiter zur nächsten Tür.

tageswoche.ch/+tm5fr

×

*Name von der Redaktion geändert



Rauchen, predigen, abzocken: Kairos Taxifahrer nerven die Kundschaft - und davon profitiert Uber.

Fahrdienst

San Francisco? Paris? Zürich? Nein, Kairo. Am stärksten wächst der Fahrdienst Uber in der ägyptischen Hauptstadt. Das liegt vor allem an der weibliche Kundschaft.

Warum die Ägypterinnen Uber lieben



FOTO: KEYSTONE

gehauen zu werden, bei nahezu 100 Prozent, und zwar für Einheimische und Ausländer gleichermaßen.

Seit einem guten Jahr gibt es Abhilfe. Fast gleichzeitig sind Ende 2014 die amerikanische Firma Uber und Careem aus den Arabischen Emiraten mit ihren Smartphone-gesteuerten Angeboten auf den Markt gekommen. Ihr Erfolg kam schnell und durchschlagend.

Für Uber ist Kairo das am schnellsten wachsende Geschäft weltweit. Inzwischen gibt es den Fahrdienst auch in Alexandria. Begünstigt wurde die Entwicklung, weil viele Limousinen zur Verfügung standen, deren Besitzer wegen der Flaute im Tourismus auf diesen Zug aufsprangen. Bereits arbeiten in Kairo über 10 000 Chauffeure für Uber, wie einer der Direktoren vor wenigen Tagen bestätigte.

Die Chauffeure von Uber durchlaufen eine spezielle Ausbildung zum Thema sexuelle Belästigung.

Für den Erfolg bei den Kunden zählt nicht in erster Linie der Preis, der ist ungefähr gleich hoch wie bei den normalen weissen Taxis.

Ausschlaggebend sind eine ganze Reihe anderer Faktoren: Das fängt an mit der Sauberkeit von Auto und Fahrer, geht weiter mit der Zuverlässigkeit und der Sicherheit, weil der Fahrer – der selbstverständlich nicht raucht – bekannt ist und über GPS die Route immer mitverfolgt werden kann, und endet mit zuvorkommendem Benehmen und dem Verzicht auf laute Koranrezitationen oder Electro-Shabby-Geplärre aus den Lautsprechern, welche die Fahrt in einem herkömmlichen Taxi oftmals anstrengender machen, als sie sein müsste.

Vor allem aber ist für viele Frauen die Tatsache entscheidend, dass die Uber-Chauffeure eine spezielle Ausbildung zum Thema sexuelle Belästigung durchlaufen haben. Das Unternehmen hat sich zu diesem Zweck mit der Nichtregierungsorganisation Harassmap zusammengetan und das Thema Belästigung in die Schulung aufgenommen.

Auch der Fahrpreis ist bei den über Apps bestellten Autos bekannt und fix und kann per Kreditkarte oder in bar bezahlt werden, während viele Chauffeure der traditionellen Taxis sich weigern, den seit einigen Jahren obligatorischen Zähler zu benutzen und damit regelmässig gehässige Auseinandersetzungen um den Tarif provozieren. Beschwerden über solche Praktiken kann sich der Fahrgast nirgends.

Seit mehreren Wochen protestieren Taxichauffeure in Kairo jeden Donnerstag und ihre Zahl steigt. Sie wehren sich gegen die ihrer Meinung nach unfaire Konkurrenz, die weniger für Lizenzen und Steuern

bezahlen muss und eine Bedrohung für ihr Einkommen darstellt. Der Protest ist auf wenig Gegenliebe bei den Kunden gestossen und war im Gegenteil gar gute Gratiswerbung für Uber.

Taxis propagieren Neuanfang

Wer Uber und Careem bisher nicht gekannt hatte, der kennt sie jetzt nach dem Aufschrei der Taxichauffeure und den vielen Berichten in den Zeitungen über ihren schlechten Service. Uber argumentiert zudem, ihr Angebot wende sich vor allem an zusätzliche Kundschaft, insbesondere Fahrgäste, die auf das eigene Auto verzichten wollen.

Die Regierung hat dennoch auf den Unmut der Taxifahrer und ihre Blockaden reagiert und ein Ministerkomitee zusammengestellt. Es soll vor allem gewährleisten, dass alle Steuern bezahlt und die Gesetze eingehalten werden.

Reagiert hat aber auch die Vereinigung der Taxifahrer, und zwar mit einer Kampagne, um die Kunden zurückzugewinnen. «Ein neuer Anfang. Bitte fahr mit uns», heisst der Slogan auf der Windschutzscheibe und soll ein Versprechen sein, dass auch hier ein guter Service geboten wird.

tageswoche.ch/+opt6y

x

von Astrid Frefel

Marwa sträubt sich gegen eine gemeinsame Fahrt in Kairo, spätabends mit einem weissen, also einem gewöhnlichen Taxi. Nachdem sie nachgegeben hat, wird daraus eine ungemütliche nächtliche Stadtrundfahrt. Der Chauffeur verheddert sich im Gewühl; ob bewusst oder unbewusst bleibt offen. Das Resultat bei der Ankunft ist eine unerquickliche Diskussion um den Preis.

Die junge Frau, die um diese Zeit eigentlich überhaupt nicht alleine unterwegs sein sollte, fühlt sich bestärkt. Wann immer es geht, erspart sie sich solche nervenaufreibenden Erfahrungen und bestellt sich ein Taxi von Uber. An diesem Abend aber hatte sie keinen Internetempfang.

Der Taxifahrer bestimmt

Taxi fahren ist in der Metropole am Nil ein Muss. Das Netz der Metro ist löchrig, Busse sind oft überfüllt oder in einem unzumutbaren, verlotterten Zustand und Parkplätze rar. Zehntausende Taxis, die durch die Strassen kurven, sind die Alternative. Dass der Kunde König sein sollte, hat sich bei den meisten Fahrern allerdings noch nicht herumgesprochen.

Die Chauffeure bestimmen, wen sie mitnehmen oder am Strassenrand stehen lassen, weil ihnen der Zielort nicht passt. An neuralgischen Punkten wie Flughäfen oder Bahnhöfen liegt die Chance, übers Ohr

ANZEIGE

Wer nur den lieben Gott lässt walten
BWV 93

Chorprojekt
Konzerte 2016
Leitung
Martin von Rütte

**SING
BACH**

KANTATEN
MESSE
VON J.S.BACH
IN DER
KARWOCHE

Mittwoch 23.3. 19:30h Kath. Kirche Liestal	Grün-Do. 24.3. 19:30h Martinskirche Basel	Kar-Fr. 25.3. 12:00h Konzert Ref. Kirche Bubendorf 10h Gottesdienst
---	--	--

Tickets: kulturticket.ch
Liestal: Poete Näscht
Basel: Bider & Tanner
www.chorprojektsingbach.ch

Mehr Teams, weniger Ausländer: Seit Beginn der Saison gelten zwei gewichtige Neuerungen in der Nationalliga A. In zwei Spielen ist die Qualifikationsrunde beendet. Zeit für ein Fazit.

Die Liga betont ihre Problemzonen

Devonte Upson (rechts) ist einer der drei ausländischen Profis bei den Starwings. So viele dürfen noch auf den Platz.



von Samuel Waldis

Roland Pavloski scheint nach Luft zu ringen. Wurftraining stehe gerade auf dem Programm, sagt er am anderen Ende der Leitung, und sein Atem legt die Vermutung nahe, dass der Trainer der Starwings gleich selbst an seinem Übungsprogramm teilnimmt. Pavloski coacht die Nationalliga-A-Equipe nicht nur, er lebt dieses Amt, das er seit knapp zwei Jahren zum wiederholten Mal inne hat, und er lebt seine Rolle im Verein, dem er seit Jahren verbunden ist.

Seit der Vereinsgründung dabei, stand der Basler 2003 zum ersten Mal bei den Basketballern an der Seitenlinie, als Assistent Zelimir Kovacevics. Bis 2012 blieb er zweiter Mann, mal unter Danijel Eric, mehrmals unter Pascal Donati, dann wurde er erstmals Chefcoach. Kurz: Der 43-Jährige kennt den Verein und die Liga wie nur wenig andere.

Entsprechend Gewicht haben seine jüngsten Erfahrungen aus einer Saison, die im Vergleich zur abgelaufenen Spielzeit gleich zwei gewichtige Veränderungen erfuhr. Erstens dürfen nur noch drei anstatt

vier ausländische Spieler auf dem Feld stehen. Und zweitens wurde die Liga von acht auf zehn Mannschaften aufgestockt.

Positiver Effekt dieser Ligaerweiterung ist für die Starwings, dass auch die Anzahl Play-off-Teams von vier auf acht erhöht wurde. Pavloskis Equipe steht zwei Runden vor Qualifikationsende auf dem achten Platz und als Play-off-Teilnehmer fest.

Dank Erweiterung in den Play-offs

«Das Ziel der Play-offs haben wir ohne zu zittern komfortabel erreicht», sagt der Trainer. Ein Verpassen der K.o.-Phase wäre eine Enttäuschung gewesen in dieser Liga, an der mit Central Basket und dem BC Winterthur zwei Neulinge teilnehmen, die kaum überzeugen.

Die Zentralschweizer haben immerhin vier Spiele gewonnen, die Zürcher von 25 Partien lediglich eine. «Die beiden Teams haben das Niveau vermutlich unterschätzt», glaubt Pavloski, dem der ausbleibende Exploit der Deutschschweizer Konkurrenz zugute kommt – wäre diese nicht Teil der Liga, die Starwings stünden auf dem letzten Rang.

Es wäre mehr möglich gewesen, von «Rang sechs» spricht Pavloski. Mit zwei Siegen gegen Lugano, eines der fünf grossen Teams der Liga, sorgten die Starwings zwar für ein Ausrufezeichen. Allerdings gelangen solche Exploits in den letzten Jahren gleich mehrfach, beispielsweise mit Auswärtserfolgen in Genf, bei einem der heimstärksten Teams der Liga.

Zudem verloren die Basler alle drei Spiele gegen den BC Boncourt, ein Team, das letzte Saison klar hinter den Starwings klassiert war. Nur: Da hatten die Starwings eine Mannschaft zusammen, die aussergewöhnlich stark war. «Letztes Jahr hatten wir mit unseren ausländischen Spielern Glück. Die vier haben sich perfekt ergänzt, es war eine gute Mischung zwischen Erfahrung und Jugend. Wahrscheinlich war es das beste Team, das ich bei den Starwings je trainiert habe», blickt Pavloski zurück.

Die aktuelle Equipe stellt mit Murphy Burnatowski die Nummer 2 der Scorerliste. «Wir haben sicherlich auch dieses Jahr keine schlechte Wahl getroffen», sagt der Trainer mit Blick auf das kanadische Aushängeschild. Nur hängt der Erfolg im Schweizer Basketball nicht allein von der Wahl der Ausländer ab, sondern zunehmend auch von den Schweizer Spielern; vor allem jetzt, da mit der Änderung der Ausländerbeschränkung immer mindestens zwei Schweizer auf dem Feld stehen müssen.

Finanziell zu schwach für die Spitze

Für die Starwings erwächst aus dieser neuen Situation die Problematik, dass die Schweiz nicht über ausreichend Basketballer auf diesem Level verfügt. Während ein Überangebot an ausländischen Profis besteht, hat ein Kampf um die besten Schweizer eingesetzt, die zum entscheidenden Gut geworden sind – und die sich nur die kaufkräftigsten Clubs leisten können.

Die Starwings gehören nicht dazu, auch wenn sie in dieser Saison ihre Schulden «konsequent abgebaut haben» und noch bei «einem tiefen fünfstelligen Betrag stehen, der uns keine Bauchschmerzen mehr bereitet», wie Pavloski sagt. Jedenfalls könnten sie ohne Befürchtungen in die Zukunft blicken.

Trotzdem sind die Starwings nicht in der Lage, im Rennen um die Schweizer Talente gegen die finanzstarken Clubs aus der lateinischen Schweiz mithalten. Mit Begeisterung haben die Birstaler die Ausländerreduktion deswegen nicht gerade aufgenommen – und akzentuiert würde die schwierige Situation, «wenn die Liga auf zwölf Teams aufgestockt würde», sagt Pavloski.

Ausländer gibts im Überangebot. Es mangelt an guten Schweizern. Den entscheidenden Kampf gewinnen die Clubs mit der grössten Kaufkraft.

Mit zwei zusätzlichen Teams bräuchte es noch mehr gute Schweizer, und die gibt es laut Pavloski nicht. Das Niveau der Liga würde sinken und damit auch die Zuschauerzahlen, um die es wegen der schwindenden Qualität ohnehin nicht gut stehe, wie Pavloski sagt: «Den Zuschauern ist nicht wichtig, ob einer aus Basel oder New York auf dem Platz steht, sie wollen vor allem einfach guten Basketball sehen.»

Zusätzlich wird die Liga immer stärker in mehrere Klassen unterteilt. Am Ende der Qualifikationsrunde ist die Nationalliga A eine Dreiklassengesellschaft: An der Spitze stehen die fünf Grossen mit zwischen 40 und 30 Punkten, dahinter folgt das Dreiermittelfeld mit Massagno (22 Punkte), Boncourt (18), den Starwings (16) und das Tabellenende mit den beiden Aufsteigern.

Im April beginnen die Play-offs. Und dort treffen die Starwings entweder auf den Leader Neuchâtel, Fribourg oder Genf. «Sportlich wären Fribourg und Genf meine Wunschgegner», blickt Pavloski voraus.

Auch wenn die Starwings gegen diese Mannschaften kaum die Viertelfinals überstehen würden, so hätten diese Namen zumindest Zugkraft bei den Zuschauern. «Es sind die stärksten Teams mit grossen Namen: Fribourg als Rekordmeister und Genf als mehrfacher Titelgewinner der letzten Jahre», schwärmt Pavloski.

tageswoche.ch/+7wasg

×

Gratis zum Spiel am Samstag Am 26. März findet um 17.30 Uhr in der Sporthalle Birsfelden das letzte Heimspiel der Qualifikation statt. Gegner der Starwings ist der Aufsteiger BC Winterthur. Der Eintritt ist gratis.

FOTO: KEYSTONE



Bei Facebook galt bisher: Relevanz vor Aktualität. Das soll sich nun ändern. Das soziale Netzwerk will mit Live-Videos in Echtzeit im boomenden Livestreaming-Markt mitmischen.

Facebook wird zum Videosender

von Adrian Lobe

Im Jahr 2014 erklärte Facebook-Chef Mark Zuckerberg, sein Ziel sei es, «die perfekt personalisierte Zeitung für jeden in der Welt zu schaffen». Dieser Plan ist aufgegangen. 63 Prozent aller Nutzer konsumieren laut einer Untersuchung des Pew Research Center auch News auf Facebook. Aus der Generation der Baby Boomer lesen 40 Prozent politische Nachrichten im Netzwerk. Bei den Millennials, den zwischen 1980 und 2000 Geborenen, vertrauen auch in diesem Themenbereich fast zwei Drittel auf Facebook.

Das soziale Netzwerk wird zunehmend zum digitalen Kiosk, in den ständig aktualisierte Newsfeeds einflattern. Klassische Medienhäuser wie die «New York Times» oder der «Guardian» publizieren ihre eigenen Inhalte als Instant Articles direkt im Ökosystem von Facebook.

Bisher hatte Facebook das Problem, dass seine Nachrichten zuweilen etwas veraltet waren. Denn seine Algorithmen stellten – im Gegensatz zu denen von Twitter – Relevanz vor Echtzeit. So kommt es vor, dass man einen acht Stunden alten Post ganz oben im Nachrichtenstrom sieht, weil er von einem Freund «geliked» wurde oder weil der Inhalt mit den eigenen Präferenzen korrespondiert.

Apps wie Snapchat setzen dagegen vollständig auf eine chronologische Darstellung von Inhalten. Facebook machte einen Schritt in diese Richtung, indem es im Dezember sein Feature Live-Video einführ-

te. Damit können User mit dem Smartphone aufgenommene Live-Videos posten. Diese Videos landeten ganz oben im Newsfeed – allerdings nur, solange der Stream lief. Allein, warum Live-Videos einführen, wenn diese Clips nicht auch in Echtzeit angesehen werden können?

Die Nutzer lechzen nach Bewegtbildern. Facebook generiert mehr als acht Milliarden Videoklicks pro Tag.

Seit Neuestem pusht Facebook diese Videos, damit sie in der Nachrichtenfülle nicht untergehen. Und unlängst kündigte das Unternehmen an, seinen Algorithmus entsprechend anpassen zu wollen: «Jetzt, wo immer mehr Leute Live-Videos anschauen, betrachten wir Live-Videos als einen neuen Content-Typ», schreiben Produktmanager Vibhi Kant und Softwareingenieur Jie Xu im Newsroom-Blog. Die Nutzer würden Live-Videos dreimal so lange anschauen wie Videos, die nicht mehr live sind. «Und zwar, weil Live-Videos zum Zeitpunkt des Sendens interessanter sind als später.»

Die Modifizierung des Newsfeed-Algorithmus markiert einen bedeutenden Stra-



Ein Blick in die Zukunft: Mark Zuckerberg

tegiewechsel. Live-Videos soll deutlich mehr Gewicht eingeräumt werden. Der Live-Streaming-Markt boomt, und da will Facebook dem Konkurrenten Twitter mit seiner Live-Video-App Periscope nicht das Feld überlassen. Chef Mark Zuckerberg hat zuletzt bei der Mobilfunkmesse in Barcelona bekräftigt, dass mobilen Live-Videos die Zukunft gehöre.

«Vor dem Hintergrund der Marktdurchdringung von Tablets und Smartphones und einer 24/7-Kultur werden Videos immer beliebter», erklärt die Trend-Analystin Susan Schreiner von C4 Trends im Gespräch mit der TagesWoche. «Seit einigen Monaten tüfteln die Facebook-Ingenieure schon daran, Videos zu pushen und vor allem newsrelevante oder beliebte Videos oben im Newsfeed zu platzieren.»

Nutzer halten, Werbung verkaufen

Facebook generiert täglich mehr als acht Milliarden Videoklicks. «Facebooks Live-Video-Funktion ist eine natürliche Erweiterung als neue Content-Form», konstatiert Schreiner. «Das langfristige Ziel ist



(Mitte) will Facebook mit Videos zum individualisierten TV-Kanal machen.

FOTO: REUTERS

es, die Nutzer länger auf der Plattform zu halten, damit sie wertvoller für Anzeigenkunden werden.»

Die Maus als Fernbedienung

Die Nutzer lechzen nach Bewegungsbildern. Facebook-Managerin Sheryl Sandberg tourte anlässlich der Oscar-Verleihung durch Los Angeles, um Berühmtheiten für Facebooks Live-Videos zu gewinnen. Wie das Technews-Portal «Re/code» berichtete, unterhielt sich Sandberg mit mehreren Talentagenturen. Ihre Mission: Stars aus der Film- oder Musikbranche sollen Live-Videos auf Facebook posten und dafür Werbegelder erhalten.

Zwar hat Facebook noch kein Monetarisierungsmodell entwickelt, wie Youtube es schon betreibt, doch die langfristige Entwicklung weist in diese Richtung. Vor diesem Hintergrund wird deutlich, dass Facebook künftig auch mit Youtube rivalisieren und zu einem eigenen Live-Streaming-Sender mit Sparten- und Nischenkanälen avancieren könnte. Die Tochterfirma Oculus Rift hat bereits ein Filmstudio in Los

Angeles eröffnet, wo eigene Virtual-Reality-Produktionen realisiert werden.

Der iranisch-kanadische Blogger und Aktivist Hossein Derakhshan, der sechs Jahre in einem Teheraner Gefängnis inhaftiert war, kritisierte im vergangenen Jahr auf dem Portal «Medium», dass sich das Internet mehr und mehr zu einem Fernsehmedium entwickle: «Der Stream, mobile Apps und Bewegungsbilder, all das zeigt, dass wir uns von einem Bücherinternet hin zu einem Fernsehinternet bewegen.»

Das persönliche Fernsehen beginne, wenn man sich bei Facebook einlogge. Man braucht nur etwas zu scrollen, und schon sieht man Bilder von Freunden, Links zu lustigen Geschichten und Videos. Die Maus ist zur Fernbedienung für eine digitale Dauerwerbesendung geworden.

Mit Live-Videos wird das soziale Netzwerk dem Fernsehen noch ähnlicher. Nach Mark Zuckerbergs Losung könnte Facebook in Zukunft nicht nur eine perfekt personalisierte Zeitung werden, sondern auch ein individualisierter TV-Kanal.

tageswoche.ch/+y5alz

×

Schweizer Drummer wie Jojo Mayer, Swiss Chris oder Thomas Wydler sind gefragt – dank ihrer Zuverlässigkeit und Präzision, die an die Qualität hiesiger Uhrwerke erinnert.

Exportschlager Schlagzeuger

von Olivier Joliat

Zur vermeintlich letzten Party wollte der Hinterhof Club nochmals eine Beat-Orgie starten. Doch als Headliner buchte das Team keinen internationalen Top-DJ, sondern Nerve, die Band des Schweizer Schlagzeugstars Jojo Mayer. Denn kein Computer klopft komplexe Rhythmen überzeugender als die Man-Machine Mayer.

Bei Nerve ist der Schlagzeuger selber der Bandleader, doch auch grosse Namen wie Nick Cave, Snoop Dogg und John Legend setzen auf Schweizer Taktgeber – mit Roman Roth bei Simply Red auch auf einen aus der Region. Warum sind die Drummer so gefragt?

Die Spurensuche führt zurück ins Mittelalter. Denn das Martialische steckt nicht nur im Namen Schlagzeug: Tatsächlich fanden die ersten international erfolgreich trommelnden Eidgenossen ihre Gefolgschaft auf den Schlachtfeldern von Morgarten bis Marignano.

Den Ruhm der heutigen Schweizer Export-Schlagzeuger kann man schlecht mit Reisläufer-Geschichten erklären, der Krieg liefert dennoch eine Erklärung: «Wo findet man schon so viele schalldichte Proberäume wie in den Luftschutzkellern schweizerischer Mittelstandshäuser», resümiert Swiss Chris, dessen Übungskeller sich heute in Brooklyn befindet.

Wie übel übende Nachwuchstrommler die Nachbarn nerven, weiss der Schweizer Super-Groover. Einst marschierte der kleine Christoph Flueck, wie Swiss Chris bür-

gerlich heisst, im solothurnischen Neuendorf bei Wind und Hochnebel mit seiner Ordonnanz-Trommel durchs Gäu. «Ein paar alte Frauen schenkten mir Schokolade, aber die meisten Neuendorfer wünschten mich wohl eher ins Pfefferland.»

Seinen Spitznamen verpassten sie ihm in der New Yorker Szene, wo er den vielen Namensvettern wegen Swiss Chris gerufen wurde. Bis zu vier Gigs spielte er täglich, als er nach dem Abschluss am Berklee College of Music im Big Apple Fuss fasste. «Jazz-Engagements bekam man Mitte der 90er-Jahre keine. Darum spielte ich viel in der Poetry Scene und setzte auf die Mute-Technik des Hip-Hop, wodurch die Reime der Poeten wie Raps klangen. Das würde auch bei Franz Hohler funktionieren». Pausen bezeichnet der kraftvolle Virtuose denn auch als seine Markenzeichen.

«Der Drummer hat den verantwortungsvollsten Posten in einer Band. Er ist das Rückgrat.»

Swiss Chris (John Legend)

Swiss Chris entwickelte sich seinerzeit mit der boomenden Hip-Hop-Szene und erlebte als Drummer der legendären Lyricist Lounge die ersten, noch wenig bejubelten Open-Mic-Auftritte von Jay-Z und Emi-

nem. Heute ist sein Palmarès beeindruckend: Er spielte für Hip-Hop-Giganten wie Kanye West, Chuck D oder Snoop Dogg. Dennoch bleibt er bescheiden: «Konkurrenzdenken ist mir fremd. Einen Besseren gibt es immer, und das ist gut. So bleibe ich lebenslang ein Lernender.»

Wie der Goalie im Fussballteam

Selbstbewusst widerspricht er dagegen den gängigen Musikerwitzen, die dem Schlagzeuger – spätestens seit Ringo Starr – im Bandgefüge den Clownpart zuweisen. «It's all about the drummer», sagt Swiss Chris über seinen musikalischen Platz in der Band. Das Schlagzeug nennt er gar das kreativ anspruchsvollste Instrument, weil nämlich jeder Drummer sein Set individuell zusammenstelle.

Ausserdem wird die Rhythmik in der heutigen Musik immer entscheidender. Das erkannte auch John Legend, der Swiss Chris als musikalischen Direktor engagierte. «Wie der Goalie in einem Fussballteam darf sich auch ein Schlagzeuger keine Fehler erlauben, sonst fällt alles auseinander. Er hat den verantwortungsvollsten Posten in einer Band. Er ist das Rückgrat.»

«Zuverlässigkeit», nennt auch Roman Roth aus Möhlin als die Eigenschaft, die ihn auf den Schlagzeughocker bei der britischen Soulpop-Band Simply Red hievte. Zuverlässigkeit nicht nur, was den Takt angeht. «Wenn man eine Session hat, pünktlich erscheint und dabei auch noch gut vorbereitet ist – dann fällt man auf. Ich

glaube, meine gutschweizerischen Eigenschaften haben mir da geholfen.»

Es brauchte natürlich auch Talent, Wille sowie Risikobereitschaft für eine solche Karriere. Und eine grosse Portion Glück obendrauf: Denn der dominante Bandleader und fanatische Manchester-United-Fan Mick Hucknall musste mitansetzen, wie sein geliebter Verein am 7. November 2011 gegen den FC Basel verlor. An seiner Seite: Ausgerechnet der FCB-Fan Roman Roth. Das ganze Drama mit Happy End haben wir im vergangenen Jahr in der Tageswoche beschrieben.

Ein Klischee benutzte auch der Australier Nick Cave, gefragt nach den Qualitäten seines Drummers. Als «Schweizer Uhrwerk» bezeichnete der Songwriter den Zürcher Thomas Wydler. Wobei der Gelobte selbst präzisiert: «Cave sagte ja in Anlehnung an Orson Welles: «eine Schweizer Kuckucksuhr». Damit suggeriert er unterschwellig, dass die Schweizer nicht mal ihren bekanntesten Kulturexport wirklich selbst erfunden haben.»

«Nur Idioten missbrauchen Drummer als Timekeeper.»

Thomas Wydler (Bad Seeds)

Nicht nur sprachlich legt Wydler Wert auf feine Zwischentöne. Verglichen mit Caves anderem Drummer, Grinderman-Keulenschwinger Jim Scavunos, ist Wydler ein nuancierter Besenwischer. Mit gut 30 Bandjahren ist er nach den Abgängen von Blixa Bargeld und Mick Harvey der dienstälteste Bad Seed. Auf der letzten Tour spielte an seiner Stelle aber Scavunos. Wydler: «Ich hatte einen Monat vor Tourstart gesundheitliche Probleme und so sprang Jim ein.» Aber wäre ein Drummer nicht schnell wieder einwechselbar? «Nein», sagt Wydler, «das wäre doof. Man müsste die ganze Setdynamik umarrangieren. Nur Idioten missbrauchen Drummer als Timekeeper.»

Wydler selbst kommt aus dem Jazz. Als er Anfang der 80er-Jahre aus dem stieren Zürich nach Berlin zog, traf er in der New-Wave-Szene auf offene Geister, unter anderem Blixa Bargeld und Nick Cave. «Als Schweizer genoss ich sicher einen Exoten-Bonus. Heute müsste ich mein Glück als junger Musiker aber nicht unbedingt in Berlin suchen. In Zürich läuft einiges.»

Der Swing tropft aus dem Wasserhahn

Der Wahl-New-Yorker Jojo Mayer kommt dagegen weiterhin nur für Gastspiele in seine Heimat, wie er 2012 der Tageswoche erklärte. «Die Schweiz hat eine gute Infrastruktur, was ich sehr schätze. Aber der Groove in New York ist für mich noch immer der beste. Der Swing kommt dort aus dem Wasserhahn, hier nicht.»

Mayer ist derjenige unter den international erfolgreichen Schweizer Schlagzeu-

gern, der einen ganzen Stil prägte. Kommerziell sind die anderen vielleicht erfolgreicher, doch sein Konterfei zielt auch Fachmagazine. Sein Spiel muss man live erleben, denn Ohren allein reichen kaum, um die Faszination seines virtuosen Beat-Spektakels zu erfassen.

«Der Groove in New York ist für mich noch immer der beste.»

Jojo Mayer

Selbst Swiss Chris, der andere eidgenössische Überdrummer in New York, ist voller Bewunderung für Jojo Mayer: «Er war für mich ein Vorbild, und ich staune noch heute über die Technik und sein innovatives Spiel. Als in Bern Geborener spiele ich jedoch lieber halb so schnell wie dieser Zürcher!»

Müsste Mayer zu einem Duell um den Schlagzeug-Thron antreten, so wie der legendäre Virtuose Buddy Rich Anfang der Achtzigerjahre gegen die Muppet-Puppe The Animal, so wäre sein zeitgemässer Gegner ein Computer.

Denn Autodidakt Mayer drummte zwar für Jazz-Grössen wie Dizzy Gillespie oder Nina Simone und versuchte sich auch am Rock. Richtig den Kopf verdrehten ihm jedoch 190-BPM-Eskapaden mit halbsbrecherischen Drum-and-Bass-Beats.

Dafür reichten die bekannten Techniken nicht. Jojo, der wie schon Pierre Favre und Fredy Studer, die Grandseigneurs der Schweizer Jazz Drummer, das Schlagzeugspiel autodidaktisch erlernte, entwickelte den Mayer Stroke. Bei dieser Schlagtechnik rollt der Stick dank wechselndem Impuls von Zeige- und Mittelfinger zum munteren solo Einer-Wirbel.

Rausgehen und zuhören

Auch hüftabwärts tüftelt er an neuen Kick-Varianten. So entwickelte er ein Pendant zum Mayer Stroke, wodurch ein Fuss sperrfeuert wie die Doppelpedale der klassischen Metal-Wirbler.

Mayer ist ein ruheloser Drum-Nerd, der Set wie Spiel ständig weiterentwickelt. «Ich bin neugierig. Oder anders gesagt: Ich bin schnell gelangweilt.» Inspiration findet er dort, wo seine Musik gespielt wird: «Die aktuellen Beats und Sounds kann man nicht in einem Buch nachlesen. Es ist wie mit einer mündlichen Sprache, man muss rausgehen und sie sich anhören.»

Zum Beispiel an der Afterparty seines Konzertes. Dank der Verlängerung des Mietvertrags wird es zum Glück noch einige inspirierende Abende im Hinterhof geben – aber feiern sollte man stets so, als wäre es die letzte Gelegenheit.

tageswoche.ch/+m5zoc

×

Jojo Mayer/Nerve live:
Donnerstag, 24. März, 21.30 Uhr.
Hinterhof, Basel.

Wirbelt einhändig mit zwei Fingern: Jojo Mayer.

FOTO: JAN HENRIK HANSEN



Markus Klinko hat die ganz grossen Popstars unserer Zeit fotografiert. Nun zeigt er seine Bilder erstmals in Basel.

«Bowie sass rauchend am Fenster»

Bowie 2001 – ein Bild aus der Fotosession für das Album «Heathen». FOTO: MARKUS KLINKO



von Marc Krebs

Ob Beyoncé, Lady Gaga oder Pharrell Williams: Der Schweizer Fotograf Markus Klinko hat in den letzten 15 Jahren mit Weltstars zusammengearbeitet. Nun zeigt er seine Fotos von David Bowie in der Basler Licht Feld Gallery.

Markus Klinko, Sie zeigen in Basel unveröffentlichte Fotos von David Bowie. Eine Rückkehr für Sie, wuchsen Sie doch in Winterthur auf?

Genau. Ich lebte lange in Paris, Los Angeles und heute in New York. Die Ausstellung in Basel steht für meine erste professionelle Rückkehr in die Schweiz seit vielen Jahren. Ich bin jetzt in einem Alter, wo ich gerne in die Heimat zurückkehre. (lacht)

Wie kommt Basel zu dieser Ehre?

Vor drei Wochen wurde meine Bowie-Ausstellung in Miami eröffnet. Da lernte ich einen Journalisten der «Huffington Post» kennen, mit dem ich mich sehr gut verstand und der einen Kontakt zur Licht Feld Gallery herstellte. Friedrich Hadorn und ich haben sehr schnell entschieden, dass wir die Ausstellung als Nächstes nach Basel bringen.

Man könnte Ihnen vorwerfen, aus Bowies Tod Kapital schlagen zu wollen.

Aber darum geht es mir nicht. In der Vergangenheit habe ich schon vereinzelt Bilder gezeigt, mit dieser Ausstellung will ich Bowie würdigen – und nebenbei auch Geld sammeln für eine wohltätige Stiftung: So arbeite ich bei dieser Produktion mit Gabrielle's Angel Foundation for Cancer Research zusammen, der Erlös von 35 Bildern wird in die Krebsforschung fliessen.

«Bowie war sehr zugänglich. Er rief selber an, bevorzugte Gespräche unter vier Augen.»

Wie haben Sie Bowie kennengelernt?

Ich war bis 2001 ausschliesslich im Modegeschäft tätig. Ich arbeitete auch mit Bowies Frau Iman und schoss das Cover für ihr Buch «I Am Iman». Als wir die Fotos anschauten, stiess Bowie dazu und fragte, ob ich Lust hätte, sein nächstes Albumcover zu machen. Ich sagte sofort zu und wurde ins Tonstudio eingeladen. Tony Visconti spielte mir die Rohversion des Albums vor, Bowie sass auf dem Fenstersims, rauchte und war gespannt auf meine Reaktionen. Ein unvergesslicher Moment. Im Herbst 2001 konnte ich ihn erstmals fotografieren, für das Cover des Albums «Heathen». Einen Grossteil der Bilder haben wir nie verwendet – und eine Auswahl dieser Fotos zeigen wir nun in der Ausstellung.

2004 erlitt Bowie einen Herzinfarkt und zog sich für Jahre zurück. Blieben Sie in Kontakt?

Nur mit Iman, mit der ich immer wieder zusammenarbeitete. 2013 aber hat mich

Bowie aus dem Nichts mit einer Anfrage überrascht: Ob ich das Video für seinen Song «Valentine's Day» machen möchte. Ich zögerte keine Sekunde und sagte zu. Im Unterschied zu anderen Celebrities war Bowie sehr zugänglich – wenn er etwas wollte. Er rief selber an, bevorzugte Gespräche unter vier Augen. So führte ich sämtliche kreativen Diskussionen direkt mit ihm. Bei anderen Prominenten hat man es oft auch mit Pressesprechern und Managern zu tun. Bowie war umgänglich. Überhaupt keine Diva.

Welche persönliche Bowie-Anekdote ist Ihnen in bester Erinnerung?

Ich arbeitete an einer Modestrecke fürs «GQ», bei der es um Bademode ging. Wir hatten im Studio ein Jacuzzi-Set aufgebaut, rundherum eine Menge männlicher und weiblicher Models, als mich Bowie besuchen kam: «Das erinnert mich an die Siebzigerjahre», sagte er angesichts all dieser halb nackter Menschen. Und fügte dann hinzu: «Dabei kann ich mich doch an gar nichts aus dieser Zeit mehr erinnern.»

Herrlich! Und voller Selbstironie. Er galt andererseits auch als Control Freak – war dies seine anstrengende Seite?

Nein. Der Bezeichnung «Control Freak» haftet etwas Negatives an. Bowie aber war kein Befehlsgeber, sondern immer auch ein guter Zuhörer, den die Meinung von anderen interessierte. Er hatte ein breites Wissen, viele Ideen, arbeitete vor der Kamera sehr intuitiv und erfahren und war ein unglaublich kreativer Geist. Er kannte sich sehr gut in der Fotografie aus und in der visuellen Computernachbearbeitung.

Was Sie mit Bowie verband: Auch Sie waren Profimusiker. Warum wechselten Sie zur Fotografie?

Gesundheitliche Probleme zwangen mich dazu. Ich hatte in Paris Harfe studiert und war als Solist bei EMI unter Vertrag. Mein hoher Einsatz, täglich zehn Stunden am Instrument, schien sich gelohnt zu haben. Doch 1994 traten von einem Tag auf den anderen Probleme mit meinem Daumen auf, eine rätselhafte, dramatische Sache, die mich zwang, meine Musikerlaufbahn aufzugeben und umzusatteln. Ich setzte mich autodidaktisch mit der Fotografie auseinander und konzentrierte mich von Beginn an auf Models und Modeaufnahmen.

Wie haben Sie da den Durchbruch geschafft?

Gute Frage. Talent, Glück, Netzwerk, Connections, die richtigen Anfragen zum richtigen Zeitpunkt: All das muss zusammenspielen, denn die Konkurrenz unter Freelance-Fotografen ist gross. Die Photoshootings machen nur fünf Prozent der eigentlichen Arbeit aus.

Ihr Palmarès ist eindrücklich: Nach Bowie haben Sie auch Albumcovers für Beyoncé und Mariah Carey gestaltet.

Ja, die Plattenfirmen gelangten an mich heran, die Zusammenarbeit mit Bowie hat mir Türen geöffnet. Doch ist es in der Fotografie wie bei einem guten Wein: Es dauert seine Zeit, bis ein Bild seine ganze Wirkung entfaltet.

Inwiefern?

Als das Cover von Beyoncé herauskam, blieb es zunächst relativ ruhig. Doch ein Jahr später erhielt ich plötzlich gewichtige Anfragen. L'Oréal etwa beauftragte mich deswegen mit einer grossen Kampagne.

«In der Fotografie ist es wie bei einem guten Wein:

Es dauert seine Zeit, bis ein Bild seine ganze Wirkung entfaltet.»

War eine Mariah Carey die grössere Diva als Bowie?

Ich weiss, dass Carey diesen Ruf hat, schwierig zu sein. Ich aber habe sie ganz anders erlebt. Da klingelte um Mitternacht mein Telefon, mein Agent in Los Angeles überrumpelte mich: Mariah Carey wolle umgehend mit mir reden, für einen Conference Call und mich am nächsten Tag auch gleich treffen. Sie hatte sich von David LaChapelle fotografieren lassen, für das Cover ihres Albums «The Emancipation of Mimi», war aber mit dem Resultat nicht zufrieden. So wurde ich für ein Re-Shooting des Covers verpflichtet. Und erhielt dadurch Folgeaufträge, für ihre Tour, fürs «Playboy»-Cover und so weiter. Ich profitierte auch davon, dass einige Stars Werbeverträge haben. So schloss sich der Kreis zwischen Mode und Musik immer wieder.

Das Schöne für einen Fotografen: Plattencovers bleiben länger haften als ein Magazintitel, richtig?

Das ist so, ja. Für mich ging so auch selber ein Traum in Erfüllung. Ich erinnere mich noch gut an meine ersten Platten, die ich bei Musik Hug in Winterthur als Teenager gekauft hatte. Das war in den Siebzigerjahren, die ikonischen Bilder von den Platten der Stones oder Deep Purple vergisst man nicht mehr. Und träumt davon, auch mal so etwas mitgestalten zu können. Was aber bedauerlich ist: Die Plattenindustrie misst einem Albumcover nicht mehr den gleichen Wert zu. Die Plattenfirmen gaben in den goldenen Zeiten bis 500 000 Franken fürs Artwork aus. Heutzutage kommt ein Albumcover fast schon einem Gefallen gleich, weil man als Fotograf danach mit Folgeaufträgen rechnen darf, für Parfums oder Shampoos.

Gibt es einen Musiker, mit dem Sie sich noch einen Traum erfüllen könnten?

Mick Jagger. Ein enorm interessanter Performer. Mit ihm würde ich gerne zusammenarbeiten.
tageswoche.ch/+dgggr ×

Markus Klinko: «David Bowie lives on in Basel», Licht Feld Gallery, Davidsbodenstrasse 11, 4056 Basel. Vernissage: 24. März, 17 Uhr, in Anwesenheit des Fotografen. Finissage: 10. April.

Ade



Abschiedspartys in der Kuppel

Die Bagger sind schon da, in einem Monat wird die Konzertkuppel im Nachtigallenwäldli plattgemacht und einem Neubau weichen. Aus diesem Grund lädt das Kuppelteam zu einer ganzen Reihe Farewell-Partys, vom Ostersamstag bis zum 2. April spielt jeden Abend die Musik zwischen Zolli und Heuwaage. Am Mittwochabend etwa verabschieden sich zahlreiche Exponenten der Basler Musikszene vom heimeligen Holzbau, von Pink Pedrazzi bis Black Tiger, von Cloudride bis Schwellheim. ×

Mittwoch, 30. März, 19.30 Uhr.
 Kuppel, Binnigerstrasse 14, Basel.
kuppel.ch

Dada

Plappernde Festplatten

Vom Cabaret Voltaire an den Voltaplatz: Stefan Karrer, der Basler Künstler und Frontmann von James Legeres, gibt am Freitag in der kleinen feinen «Schwarzi» einer alten Festplatte das Wort. Mit Text, Projektionen und Gitarrenklängen übersetzt Karrer die digital gespeicherten Daten in Bild und Ton. Die Performance, die Karrer etwas kryptisch mit «Western Digital: Ruin» betitelt, war vor Kurzem auch im famosen Cabaret Voltaire in Zürich zu Gast – man darf sich also auf ein dadaistisches Spektakel frisch ab Platte freuen. ×

Freitag, 25. März, 19 Uhr.
 Voltastrasse 41, Basel.
schwarzwaldallee.ch

Kinoprogramm

Basel und Region 24. bis 31. März

ANZEIGE

FESTIVAL INTERNATIONAL DU FILM NAMUR
BIENAL DE BRUXELLES
FESTIVAL DE CANNES
FESTIVAL DE CANNES

Eine Hymne an die Freiheit und die Jugend

LEYLA BOUZID, TUNESIEN

AS I OPEN MY EYES

jetzt im kult.kino
ATELIER

Trigon-Film

MOVIE & DINE

PATHE KÜCHLIN | FR, 1. APRIL | FILMSTART: 20.30 UHR (D)

ÖFFNUNG CINE DELUXE 30 MIN. VOR FILMSTART

LOLO
DREI IST EINER ZU VIEL.

TICKETS: CHF 89.- PRO PERSON

Der Preis beinhaltet ein mehrgängiges Flying Dinner, Cüpli, Rot- und Weisswein, Bier, Mineral, Kaffee à discretion und Filmbesuch.

Tickets sind an der Kinokasse und online auf pathe.ch erhältlich.

BASEL MI STADT PATHE MI KINO CATERING BY: wahlerevents

BASEL CAPITOL Steinenvorstadt 36 kitag.com

- **MY BIG FAT GREEK WEDDING 2** [4/4 J]
13.30/15.45/18.00/20.30^{E/d/f}
- **BATMAN V SUPERMAN: DAWN OF JUSTICE** [12/10 J]
13.45/17.00/20.30^{E/d/f}

KULT.KINO ATELIER

Theaterstr. 7 kultkino.ch

- **SCHELLEN-URSLI** [6/4 J]
12.10^{Dialekt}
- **HORIZONTES** [8/6 J]
12.15^{Ov/d}
- **VIRGIN MOUNTAIN** [12/10 J]
FR-SO: 12.15^{Isländisch/d}
- **DEM HIMMEL ZU NAH** [14/12 J]
12.20^D
- **ABOVE AND BELOW** [12/10 J]
FR/MO: 12.45^{E/d}
- **OUR LITTLE SISTER** [16/14 J]
13.45/18.15^{Jap/d}
- **HEIDI** [0/0 J]
14.00^{Dialekt}
- **ROOM** [12/10 J]
14.15/18.30^{E/d/f}
- **DAS TAGEBUCH DER ANNE FRANK** [12/10 J]
14.30/20.45^D
- **THE CHINESE LIVES OF ULI SIGG** [0/0 J]
15.00^{Ov/d/f}
- **CHOCOLAT** [12/10 J]
16.15/18.40/21.00^{F/d}
- **SUFFRAGETTE** [12/10 J]
16.15/19.15^{E/d/f}
- **AS I OPEN MY EYES** [14/12 J]
16.30/20.45^{Arabisch/d}
- **L'HERMINE** [6/4 J]
17.00^{F/d}
- **THE CHINESE RECIPE** [12/10 J]
17.15^{Ov/d/f}
- **GROZNY BLUES** [14/12 J]
19.00^{Ov/d}
- **EL CLAN** [16/14 J]
21.10^{Ov/d/f}
- **HAIL, CAESAR!** [8/6 J]
21.15^{E/d}
- **UNSERE WILDNIS** [6/4 J]
SA/SO/DI/MI: 12.30^D
- **EL ABRAZO DE LA SERPIENTE** [16/14 J]
MO: 11.45^{Ov/d}

KULT.KINO CAMERA

Rebgasse 1 kultkino.ch

- **EL ULTIMO TANGO** [12/10 J]
FR-MO: 13.00^{Sp/d}
- **AN - VON KIRSCHBLÜTEN UND ROTEN BOHNEN** [6/4 J]
FR: 13.30^{Jap/d/f}
- **GRÜSSE AUS FUKUSHIMA** [12/10 J]
14.40/20.45^{D/Jap/d}
- **THE DANISH GIRL** [12/10 J]
16.00^{E/d/f}
- **DER GROSSE SOMMER** [6/4 J]
16.50^{Dialekt}
- **MUSTANG** [12/10 J]
18.30^{Ov/d/f}
- **OFFSHORE - ELMER UND DAS BANKGEHEIMNIS** [12/10 J]
18.45^{Dialekt/D/d}
- **SON OF SAUL** [14/12 J]
20.30^{Ov/d/f}
- **DIE DUNKLE SEITE DES MONDES** [12/10 J]
SA-MO: 14.00^D

NEUES KINO

Klybeckstr. 247 neueskinobasel.ch

- **GEORGE THE HEDGEHOG** [10/8 J]
FR: 21.00^{Po/m}

PATHE KÜCHLIN

Steinenvorstadt 55 pathe.ch

- **BATMAN V SUPERMAN: DAWN OF JUSTICE - 3D** [12/10 J]
10.00/13.00/16.15/19.30
FR-MO: 22.45^{E/d/f}
10.45/14.00/17.10/20.15
FR-MO: 23.30^D
- **BATMAN V SUPERMAN: DAWN OF JUSTICE** [12/10 J]
17.40-FR-MO: 22.50^D
- **ZOOMANIA - 3D** [6/4 J]
10.15/15.15/17.45^D
- **ZOOMANIA** [6/4 J]

12.45^D

- **KUNG FU PANDA 3 - 3D** [0/0 J]
10.30-SA/MO/MI: 20.30^D
- **KUNG FU PANDA 3** [0/0 J]
11.00/13.20^D
- **BIBI & TINA - MÄDCHEN GEGEN JUNGS** [0/0 J]
10.45^D
- **DER GEILSTE TAG** [12/10 J]
10.45/15.30-FR-DI: 20.15^D

• **MY BIG FAT GREEK WEDDING 2** [0/0 J]

- 11.30/13.45
FR/SO/DI: 16.00/20.20
SA/MO/MI: 18.10-SA/MO: 22.30^D
FR/SO/DI: 18.10-FR/SO: 22.30
SA/MO/MI: 16.00/20.20^{E/d/f}
FR-SO: 20.20
SO/MO: 18.10 CINÉ DÉLUXE
- **ALVIN UND DIE CHIPMUNKS: ROAD CHIP** [6/4 J]
13.10^D
- **RAUM** [12/10 J]
13.10/18.00-FR/SO/DI: 20.30^D
- **DIRTY GRANDPA** [16/14 J]
FR/SO/DI: 13.15-FR-MO: 22.45
SA/MO/MI: 18.00^D
- **DEADPOOL** [16/14 J]
15.15-FR/SO: 23.10
SA/MO/MI: 20.45^D
FR/SO/DI: 20.45
SA/MO: 23.10^{E/d/f}
- **ALLEGIANT - DIE BESTIMMUNG 3** [12/10 J]
15.30-FR/SO/DI: 18.15
FR/SO: 23.30-SA/MO/MI: 20.50^D
FR/SO/DI: 20.50
SA/MO/MI: 18.15
SA/MO: 23.30^{E/d/f}
- **LONDON HAS FALLEN** [16/14 J]
15.50-FR-MO: 23.10
SA/MO/MI: 20.15^D
FR/SO/DI: 20.15^{E/d}
- **DER SPION UND SEIN BRUDER** [16/14 J]
FR/SO/DI: 18.00 SA/MO/MI: 13.15^D
- **EDDIE THE EAGLE** [0/0 J]
MI: 20.15^D

PATHE PLAZA

Steinentorstr. 8 pathe.ch

- **KUNG FU PANDA 3 - 3D** [0/0 J]
13.15/15.30-FR-SO/MI: 17.45^D
MO/DI: 17.45^{E/d/f}
- **ZOOMANIA - 3D** [6/4 J]
FR/SO/DI: 20.00^{E/d/f}
SA/MO/MI: 20.00^D
- **BATMAN V SUPERMAN: DAWN OF JUSTICE - 3D** [12/10 J]
FR-MO: 22.20^D

REX

Steinenvorstadt 29 kitag.com

- **KUNG FU PANDA 3 - 3D** [4/4 J]
14.15^D
17.30^{E/d/f}
- **ZOOMANIA - 3D** [6/4 J]
14.45^D
- **BATMAN V SUPERMAN: DAWN OF JUSTICE - 3D** [12/10 J]
16.30/20.00^{E/d/f}
- **THE REVENANT** [16/14 J]
FR-DI: 20.15^{E/d/f}
- **EDDIE THE EAGLE** [4/4 J]
MI: 20.15^{E/d/f}

STADTKINO

Klostergasse 5 stadtkinobasel.ch

- **A WOMAN UNDER THE INFLUENCE** [12/10 J]
FR: 15.30^{E/d/f}
- **RIEN SUR ROBERT** [12/10 J]
FR: 18.30^{F/d}
- **ERBARME DICH: MATTHÄUS PASSION STORIES** [10/8 J]
FR: 21.00-SO: 13.15^{Ov/d}
- **ALCESTE À BICYCLETTE** [10/14 J]
SA: 15.15^{F/d}
- **HUSBANDS** [12/10 J]
SA: 17.30^{F/d}
- **CONFIDENCES TROP INTIMES** [14/12 J]
SA: 20.00^{F/d}
- **GLORIA** [12/10 J]
SA: 22.15^{E/d}
- **LE COLONEL CHABERT** [12/10 J]
SO: 15.15^{F/d}
- **LA DISCRÈTE** [6 J]
SO: 17.30^{F/d}
- **MINNIE & MOSKOWITZ** [16/14 J]

SO: 20.00^{E/f}

- **FRANCOFONIA** [16/14 J]
MO: 16.15-MI: 18.30^{Ov/d/f}
- **DANS LA MAISON** [14/11 J]
MO: 18.30^{F/d}
- **THE KILLING OF A CHINESE BOOKIE** [12/10 J]
MO: 21.00^{E/d}
- **LOVE STREAMS** [12/10 J]
MI: 21.00^{E/d}

STUDIO CENTRAL

Gerbergasse 16 kitag.com

- **SPOTLIGHT** [12/10 J]
14.30/17.15/20.00^{E/d/f}

FRICK MONTI

Kaistenbergstr. 5 fricks-monti.ch

- **ZOOMANIA - 3D** [6/4 J]
FR/SO/MO: 13.15^D
- **KUNG FU PANDA 3 - 3D** [0/0 J]
FR/SO/MO: 15.30^D
- **10 MILLIARDEN - WIE WERDEN WIR ALLE SATT?** [0/0 J]
FR: 18.00^D
- **MY BIG FAT GREEK WEDDING 2** [0/0 J]
FR-MO/MI: 20.15^D
- **SPOTLIGHT** [12/10 J]
SA: 17.00^D
- **ICH BIN DANN MAL WEG** [8/6 J]
SO: 18.00^D
- **DEADPOOL** [16/14 J]
MO: 18.00^D

LIESTAL ORIS

Kanonengasse 15 oris-liestal.ch

- **KUNG FU PANDA 3 - 3D** [0/0 J]
FR-SO: 13.30^D
- **KUNG FU PANDA 3** [0/0 J]
MO-MI: 15.45^D
- **ZOOMANIA - 3D** [6/4 J]
FR-SO: 15.45-MO/DI: 18.00^D
- **ZOOMANIA** [6/4 J]
SA: 10.30-SO: 11.00
MO-MI: 13.30^D
- **ALLEGIANT - DIE BESTIMMUNG 3** [12/10 J]
FR-SO: 18.00^D
- **BATMAN V SUPERMAN: DAWN OF JUSTICE - 3D** [12/10 J]
FR-SO: 20.30^D
- **BATMAN V SUPERMAN: DAWN OF JUSTICE** [12/10 J]
MO/DI: 20.15^D

SPUTNIK

Poststr. 2 palazzo.ch

- **UNSERE WILDNIS** [6/4 J]
FR-MO: 15.30^D
- **MELODY OF NOISE** [10/8 J]
FR: 18.00-MO: 13.00^{Dialekt}
- **GRÜSSE AUS FUKUSHIMA** [12/10 J]
FR-SO: 20.15-MO-MI: 18.00^{Ov/d}
- **ROOM** [12/10 J]
SA/SO: 17.45^{E/d}
- **DER GROSSE SOMMER** [6/4 J]
SO: 13.00-MO: 20.15^{Dialekt}
- **THE CHINESE LIVES OF ULI SIGG** [0/0 J]
MO: 11.00^D
- **SPOTLIGHT** [12/10 J]
DI: 20.15^{E/d}
- **OUR LITTLE SISTER** [16/14 J]
MI: 20.15^{Jap/d}

SISSACH PALACE

Felsenstrasse 3a palacesissach.ch

- **MUSTANG** [12/10 J]
FR/SO/MO: 10.30^{Ov/d/f}
- **KUNG FU PANDA 3** [0/0 J]
FR-MO: 12.30-MI: 14.30^D
- **ZOOMANIA** [6/4 J]
FR-MO: 14.15-MI: 12.30^D
- **SCHELLEN-URSLI** [6/4 J]
FR/SO/MI: 16.15^{Dialekt}
- **CHOCOLAT** [12/10 J]
FR/SA: 18.15^{F/d}
- **MY BIG FAT GREEK WEDDING 2** [0/0 J]
20.30^{E/d/f}
- **HEIDI** [0/0 J]
SA/MO: 16.15^{Dialekt}
- **SUFFRAGETTE** [12/10 J]
SO-MI: 18.15^{E/d/f}



IN DIESER WOCHE: OSTERMISSBRAUCHTUM.



Impressum

TagesWoche
6. Jahrgang, Nr. 13;
verbreitete Auflage:
10 800 Exemplare (prov. Wemf-
beglaubigt, weitere Infos:
tageswoche.ch/+sbaj6),
Gerbergasse 30,
4001 Basel
Herausgeber
Neue Medien Basel AG
Redaktion
Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Die TagesWoche erscheint
täglich online und jeweils am
Freitag als Wochenzeitung.

**Chefredaktion/
Geschäftsleitung**
Christian Degen
Digitalstrategie
Thom Nagy
Creative Director
Hans-Jörg Walter
Redaktion
Karen N. Gerig
(Stv. Chefredaktorin),
Amir Mustedanagić
(Leiter Newsdesk),
Reto Aschwanden
(Leiter Produktion),
Tino Bruni (Produzent),
Mike Niederer (Produzent),
Hannes Nüsseler (Produzent),

Jonas Grieder
(Multimedia-Redaktor),
Renato Beck,
Yen Duong,
Naomi Gregoris,
Christoph Kieslich,
Marc Krebs,
Felix Michel,
Matthias Oppliger,
Jeremias Schulthess,
Dominique Spirgi,
Samuel Waldis
Redaktionsassistentz
Béatrice Frefel
Layout/Grafik
Anthony Bertschi,
Carol Engler

Bildredaktion
Nils Fisch
Korrektorat
Yves Binet, Balint Csontos,
Chiara Paganetti,
Irene Schubiger,
Martin Stohler,
Dominique Thommen
Verlag und Lesermarkt
Tobias Gees
Abodienst
Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch
Anzeigenverkauf
COVER AD LINE AG
Tel. 061 366 10 00,
info@coveradline.ch

**Unterstützen Sie unsere Arbeit
mit einem Jahresbeitrag**
Supporter: 60 Franken pro Jahr
Enthusiast: 160 Franken pro Jahr
Gönner: 500 Franken pro Jahr
Mehr dazu: tageswoche.ch/join

Druck
Zehnder Druck AG, Wil
Designkonzept und Schrift
Ludovic Balland, Basel



Biblische Plage: Das Nilwasser wird zu Blut.

FOTO: PARAMOUNT PICTURES

Kultwerk #223

Vor 60 Jahren im Kino, noch heute ein kolossales Filmspektakel: «Die Zehn Gebote» von Cecil B. DeMille.

Mose der Antikommunist

von Andreas Schmitter

Es geht ums ganz Grosse, ums Endgültige, das war Cecil B. DeMille bewusst, und deshalb musste er zuerst vor sein Publikum treten. «Wir haben ein ungewöhnliches Thema vor uns», sagt DeMille in der Ouvertüre zur monumentalsten seiner Bibelverfilmungen, «die Geschichte von der Geburt der Freiheit. Sollen Menschen nach göttlichem Recht leben oder unter den Peitschen eines Diktators?», fragt DeMille rhetorisch, bevor er seinen fast vierstündigen Leinwanddonner vom Stapel lässt. Mose. Ramses. Biblische Plagen. Die Zehn Gebote. Und die sagenhafte Teilung des Roten Meeres auf der Höhe der damaligen Filmkunst.

60 Jahre alt ist dieser in mehrfacher Hinsicht kolossale Bibelfilm, der auch dieses Jahr zur Osterzeit nicht im Fernsehprogramm fehlen darf. Die Bildschirme gehören in der Karwoche üblicherweise der neutestamentlichen Botschaft von Kreuzigung und Auferstehung, aber DeMilles Kracher hat zu Recht seinen Platz. Er erzählt die Kerngeschichte des «Exodus», des zweiten Buches des Alten Testaments: der Auszug der Hebräer aus Ägypten und die Verkündigung der Zehn Gebote des hebräischen Gottes an sein Volk durch den Propheten Mose.

Am Sederabend wird dieses Ereignisses gedacht, das für das Judentum konstitutiv ist. Und der Sederabend leitet das Pessach-

fest ein: jenes Fest, für das Jesus gemäss christlicher Überlieferung auf dem Rücken eines Esels nach Jerusalem und schliesslich seiner Kreuzigung entgegenritt.

Um die Sprengung von Ketten also geht es an beiden Feiern – Pessach erinnert an die Befreiung aus der Sklaverei, das Osterfest an die Erlösung aus der Sünde. Hervorragende Stoffe für eine Filmindustrie wie Hollywood, die 1956 längst vom antikomunistischen Furor der McCarthy-Ära befallen war. «Gehören Menschen dem Staat, oder sind sie freie Seelen unter Gott? Dieser Kampf dauert bis in unsere heutige Welt an», warnte DeMille messianisch in der Ouvertüre.

Patriotische Loyalitätsschmonzette

Denn dafür brannte sein Mose, den der braungebrannte Charlton Heston mit aufrechtem Gang, stechendem Blick und wohl dosiertem Pathos in der Stimme verkörperte: für den Einsatz für das Gerechte in einer Welt der Tyrannei und Unzucht.

Konsequenterweise behielt DeMille (anders als Ridley Scott mit seinem Remake 2014) nicht nur das tosende Spektakel im Blick, sondern sorgte sich, ansatzweise zumindest, um inhaltliche Schärfe: Neben dem Alten Testament zog er für seine Story Quellen der antiken Geschichtsschreibung, der rabbinischen Auslegungsliteratur und aus dem Koran herbei, mit seinem Filmtross flog er für einige Aufnahmen an den Originalschauplatz, die Sinai-Halbinsel, wo die Luftwaffe der ägyptischen Armee für den dramaturgisch notwendigen Wind in den Wüstendünen sorgte. Und die Zehn Gebote liess DeMille in althebräischen Lettern aus dem 10. Jahrhundert vor Christus meisseln.

Als der Film zum grossen Erfolg wurde, konnte DeMille die Früchte nicht mehr ernten.

«Die Zehn Gebote» ist trotz dieser Details in erster Linie eine religiös-patriotisch verquaste Loyalitätsschmonzette, überdauert hat jedoch, auch dank mehrfachem Remastering, die visuelle Kraft dieses epischen Gewaltfilms. Eine Gewalt, die für seinen Schöpfer zu viel wurde: Noch während der Dreharbeiten erlitt DeMille einen Herzinfarkt, und als er mit «Die Zehn Gebote» im Spätherbst seiner Filmkarriere endlich den grossen, alles überrollenden Kassenschlager einfuhr, konnte er die Früchte nicht mehr ernten. Er starb 1959 im Alter von 77 Jahren.

Wie Mose hatte er das gelobte Land noch gesehen, doch hinüber reichte es ihm nicht mehr.

tageswoche.ch/+eo6kk

x

Schnee gabs diesen Winter eher wenig. Macht nichts: Dann gehen wir halt wandern statt Ski fahren.

Tannheim: Gute Kuchen, meist mit Schneehaube

von Martin Stohler

Zum Jahreswechsel ging es Tannheim im Tirol wie vielen anderen Wintersport-Orten: Wenn überhaupt, dann fiel das Weiss aus Schneekanonen. Wer auf den Ski über die Hänge rutschen wollte, musste mit der Gondelbahn aus dem sonnigen Talgrund weit hinauf in die Höhe.

Trübsalblasen war trotzdem nicht angesagt. Jedenfalls nicht bei uns – wir hatten die Skischuhe erst gar nicht mitgenommen. Dafür kamen die Wanderschuhe zum Einsatz. Im Tannheimer Hochtal kann man nämlich auch bestens wandern. Für Gipfelstürmer fehlt es nicht an Herausforderungen; wer es lieber geruhsam hat, kann im breiten Talboden oder den Talrändern entlang wandern, ohne grosse Höhenunterschiede überwinden zu müssen.

Ein zauberhafter See

Unser liebstes Wanderziel, das wir gleich mehrmals ansteuerten, war der Vilsalpsee. Von Tannheim aus kann man ihn zu Fuss bequem in etwa einer Stunde erreichen. Der Weg führt entlang an Weiden und durch einen Wald; am Westufer des Sees kann man weiterwandern oder im Gasthof Vilsalpsee einkehren.

Der Vilsalpsee ist Teil eines 16 Quadratkilometer grossen Natur- und Vogelschutzgebietes. Seine Flora umfasst rund 700, teils seltene Pflanzen. Auch an andern Orten ausgestorbene Tiere wie Erdkröten und Alpensalamander sind hier zu Hause.

Bei unserem Besuch geben sich Flora und Fauna allerdings winterlich zugeknöpft und den See bedeckt eine dünne Eisschicht. Wirft man ein Eisstück oder einen grösseren Stein darauf, breiten sich eigenartige Klangwellen aus – ein Spiel, das nicht nur bei Kindern beliebt ist.

Gut von Tannheim aus zu erreichen ist auch der Haldensee, sei es zu Fuss oder mit dem Bus. Er ist im Winter ebenfalls zugefroren. Sein Eis ist so dick, dass es zum Schlittschuhfahren einlädt. Es wird – anders als dasjenige des Vilsalpsees – von einer Eiskommission überwacht, die darauf achtet, dass es trägt.

Nach einer Wanderung kehrt man auch immer gerne ein. In der Dorfbäckerei locken denn auch gluschtige Kuchen und



Mit oder ohne Schnee: Tannheim lädt zur Wiederkehr.

FOTO: MARTIN STOHLER

andere Köstlichkeiten die wackeren Wandersleut. Ein bisschen sündigen darf man, sollte aber darauf achten, sich den Appetit fürs Nachtessen nicht zu verderben, denn dieses fällt in den Tannheimer Restaurants eher üppig aus. Besonders angetan hat es uns das urchige Restaurant Dorfstube. Hungrig geht dort niemand vom Tisch, und wer ein Essen ab und zu gerne mit einem Schnaps beendet, sollte unbedingt den Marillenbrand probieren.

Weisse Ostern

Wie ich in Erfahrung bringen konnte, haben wir bei unserem Besuch in Tannheim den Schnee knapp verpasst. Zurzeit ist es weiss im Tannheimer Tal. Gemäss aktuellem Bulletin sind Pisten und Loipen derzeit weiss und einladend, was über Ostern so bleiben dürfte. Mit oder ohne Schnee: Für unsere kleine Ferienreisegruppe steht fest, dass wir noch dieses Jahr erneut nach Tannheim reisen werden.

tageswoche.ch/+14jse

Anreisen

Die Anreise mit dem öffentlichen Verkehr will geplant sein. Mit der Bahn geht es zunächst nach Sonthofen, und von dort mit dem Bus nach Oberjoch, wo man in den Bus ins Tannheimer Tal umsteigt. Oder man fährt mit der Bahn nach Pforten und nimmt dort den Bus ins Tannheimer Tal (fährt nur im Sommer). Einige Hotels bieten auch einen Taxidienst vom und zum Bahnhof an.

Abliegen

Im Tannheimer Tal hat es zahlreiche Hotels und Pensionen. Uns war es sehr wohl in der Pension Enzian in Tannheim.

Anbeissen

In Tannheim gibt es mehrere Restaurants. In der Regel empfiehlt es sich, abends einen Tisch zu reservieren.





AZA
CH-4001 Basel
PP/Journal

Post CH AG

TagesWoche
Neue Medien Basel AG
Gerbergasse 30, 4001 Basel
Redaktion: 061 561 61 80
Abo: 061 561 61 61
tageswoche.ch



KLEINANZEIGEN

Kontakt: tageswoche.ch/kleinanzeigen

WG-ZIMMER IN BASELS SCHÖNSTER STRASSE

Wir suchen ein weiteres Mitglied für unsere Wohngemeinschaft im Gundeldinger Quartier:
Preis pro Monat inkl. aller NK Fr. 630.– (inkl. Internet).

1963 BMW R 60/2

Festpreis: 5900 EUR, 1963 BMW R 60/2, 22 kW (30 PS), 594 cm³. Vor ca. 11 Jahren originalgetreu restauriert, seitdem kaum mehr bewegt, alle Öle gewechselt, neue Batterie und ein neuer Reifen – läuft und fährt wunderbar. Kleine Gebrauchsspuren am Lack vorhanden. TÜV neu!

IKEA-SCHRANK GRATIS ABZUGEBEN

200 cm/112 cm/95 cm, 4 kleine und 2 grosse Schubladen, 2 Fächer mit Türe und Kleiderstange, halbe Rückwand fehlt. Der Schrank hat leichte Gebrauchsspuren, ist aber völlig intakt und muss vor Ostermontag im St. Johann abgeholt werden.

WOHNMOBIL HYMER ERIBA VAN 512 SONDERMODEL SILVERLINE

Hymer Eriba Van 512 Sondermodel Silverline
EZ.02/2008, 93000 km, 96 kW (131 PS), Diesel, Schaltgetriebe. Es ist ein teilintegriertes WoMo mit Heckgarage. Länge: 6030 mm, Breite: 2140 mm, Höhe: 2730 mm
zgG.3500 kg, Motor: Ford, 2,2 Liter TDCI mit 130 PS
(Verbrauch ca. 9 Liter/100km).

JOBS

Kontakt: tageswoche.ch/jobs

KINDERBETREUUNG, ALLSCHWIL

Familie mit zwei Kleinkindern (Eva 3,5 Jahre, Linus 2,5 Jahre) zu Besuch. Gesucht: Kinderbetreuung am Nachmittag 29.03, 30.03 und 31.03.

UMZUGSHILFE MIT EIGENEM (GROSSEM) AUTO: BL NACH ZH

Ich habe bereits einen Transporter mit Fahrer (Zügelhilfe) gebucht. Jedoch brauche ich zusätzlich noch 1 Mann mit eigenem Auto (möglichst gross) zum Mithelfen und Fahren. Auch ich werde noch ein weiteres Auto laden und selber fahren.

LOGISTIKER, BASEL

Die Caliqua AG ist in der Schweiz die führende Anbieterin im thermischen Anlagenbau. Wir erstellen schlüsselfertige Energiezentralen in Biomassekraftwerken und Müllverbrennungsanlagen sowie Heizkraftwerke und Fernwärmesysteme. Ein weiterer Schwerpunkt liegt im Rohrleitungsbau für Fernwärmesysteme und die Prozessindustrie. Dabei decken wir sämtliche Dienstleistungen ab.